Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 14. Juli 1885. Nr. 28.

Der Malefizpater.

Novelle von Gottfried Böhm.

Endlich war der Tag der Hinrichtung herangekommen. Die ganze Bevölkerung des kleinen Gebirgsstädtchens war vom frühen Morgen an auf den Beinen, aus den umliegenden Dörfern fand ein immer wachsender Zuzug statt und die Schulkinder hatten einen freien Tag. Am Schaffot mußten sie die Sterbelieder singen. Es gab an jenem Morgen keinen einsamen Menschen weit und breit, das Bedürfnis nach Mitteilung hatte die Schweigsamsten erfaßt und die Menschenscheusten standen in kleinen Häufchen beieinander und gestikulierten und disputierten und schrien aufgeregt in die blaue Luft hinein.

Und doch war eine Hinrichtung in jenen Tagen nichts Seltenes. Wenn auch am Sitze der Grafschaft selbst seit Menschengedenken nichts dergleichen vorgekommen war, so brauchte man sich doch nur nach der kaum eine Tagereise entfernten Kreisstadt zu begeben, um jede Neugierde vollauf zu befriedigen. Dort wurde geköpft und gehenkt nach Noten und doch verging kaum eine Woche, in der nicht irgend ein Raubmord, ein kühn ausgeführter Einbruch die Obrigkeit erschreckte und dem friedlichen Bürger einen unerschöpflichen süßschauerlichen Unterhaltungsstoff darbot. Es sah trübe und wirr genug in Deutschland aus in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Säkulums, kurz ehe die Franzosen in die stillen Thäler kamen, und sie mit neuen Drangsalen heimsuchten. Der allgemeinen Verwilderung der Sitten entsprach eine barbarische Justiz, und bei der Zerrissenheit und Abgeschlossenheit der Territorien fand jeder Verbrecher leicht einen zeitweiligen Schlupfwinkel und nicht selten eine dauernde Freistatt im Nachbargebiete.

Auch die Gattung des Verbrechens, das an jenem Tage gesühnt werden sollte, hatte an sich nichts Außergewöhnliches. Die Folgen eines moralischen Fehltritts waren damals von einer so erdrückenden Schande begleitet, daß es nichts Häufigeres gab, als den Kindsmord, und gegen kein Delikt verschloß sich die harte Zeit dem Mitleid mehr, als gegen dieses. Aber dem Falle klebten einige Besonderlichkeiten an, welche gleich anfangs die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatten, und der Umstand, daß der Kriminalprozeß sich über drei Jahre in die Länge zog, weit entfernt, das Interesse der Zeitgenossen hiefür abzustumpfen, hatte nur dazu beigetragen, die weitesten Kreise mit seinen kleinsten Einzelheiten vertraut zu machen.

Es knüpfte sich dieses Interesse in erster Linie an die Person der Delinquentin. Walpurga war eine der sieben Töchter des Höhenrainers, des reichsten und angesehensten Bauern der Grafschaft. Sein ausgedehnter Besitz, das alte Ansehen seiner Familie, die Kraft und Schönheit seiner Kinder hatten ihn so stolz und übermütig gemacht, daß er selbst dem regierenden Grafen Trotz zu bieten wagte und seit Jahren mit ihm wegen Jagdgerechtsamen in Prozessen lag.

Der Höhenrainer war es nicht mehr gewöhnt, daß etwas gegen seinen starren Willen gehen könne. Er hatte sieben Almen und auf jeder derselben verbrachte eine seiner Töchter mit einem Teile seines großen Viehstandes die Zeit der Weide. Eines Herbstes war Walpurga seltsam verändert von der nach ihr genannten „Purgisalm" zurückgekommen und die Frauen hatten angefangen, ihr Uebles nachzureden. Der alte Höhenrainer schwieg dazu, aber seine Stirn verfinsterte sich. Er hatte auch geschwiegen, als die Frauen Walpurga den Zutritt zu den sogenannten Jungfrauenstühlen in der Kirche verweigerten, aber er jagte kurz darauf einen Großknecht, von dem es hieß, daß er die Schönheit seiner Töchter oft und öffentlich gerühmt habe, mit Schande von seinem Hofe.

Auch dieser Winter verging. Walpurga trug den Kopf aufrecht und beinahe stolz; nur war sie still und in sich gekehrt und in der Kirche sah man sie seit jenem Auftritt nicht mehr. Als die Zeit da war, die Alm wiederum zu begehen, ließ der Vater sie kommen und frug sie, ob etwas an dem Gerede der Leute sei. Als sie trotzig schwieg und vor sich hinstarrte, wie es so ihre Art war, hatte der Höhenrainer mit der Faust auf den Tisch geschlagen, daß die Fensterscheiben klirrten und dabei einen Fluch ausgestoßen und gesagt, wenn das Entsetzliche wahr sei, solle sie ihm nie mehr im Leben unter die Augen kommen, denn er wolle sie lieber tot, als entehrt wissen.

Die Worte des Vaters schienen nur wenig Eindruck auf Walpurga zu machen. Der Gedanke, dem engen Dorf zu entfliehen, erfüllte sie ganz und sie verhehlte ihre Freude darob nicht. Es kam über sie wie neues Leben, und als sie mitten unter der „breitgestirnten" Schaar, deren harmonisch gestimmte Glocken den Frühling einläuteten, den Bergen zuschritt, da war es, als wolle sie ins Paradies auf- und eingehen.

Lange hörte man nichts mehr von ihr; sie war wie verschollen, ja sie ließ den üblichen Tag der Heimkehr von der Alm verstreichen. Als dann der Schnee dichter und dichter in den Bergen fiel, wurde der Höhenrainer unruhig. Nicht um Walpurg sei ihm bang, sagte der stolze Mann, aber um seine Heerde. So schickte er denn Boten zu ihr. Die Feinde und Neider der Familie waren inzwischen nicht müssig gewesen, den Verdacht wach zu erhalten, ja es hatten förmliche Denunziationen stattgefunden, und den Boten des Höhenrainers schloß sich in Folge derselben eine Gerichtskommission an.

Die Leute erschraken, als sie Walpurgas ansichtig wurden, so groß erschien ihnen die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Sie saß an dem feuerlosen Herd der Sennhütte und sah ganz geisterhaft und versteinert aus. Das Erscheinen der Gerichtspersonen überraschte sie nicht, und nicht einen Augenblick lang leugnete sie das Verbrechen, dessen man sie beschuldigte, ja sie führte sogar die Kommission selbst an den Rand des Oedgrabens, einer Schlucht unfern der Sennhütte, in welche sie die Leiche geworfen hatte. Dabei zeigte sie keine Spur von Reue und äußerte im Gegenteil, daß sie Alles gerade so thun würde, wenn es nicht schon geschehen wäre. Daraufhin zog man sie gefänglich ein und sie kam ihrem Vater nicht mehr vor die Augen, wie er es gewünscht hatte.

Das Gericht hatte sich bei Walpurgas Aussage nicht beruhigt; man hatte mit fast übermenschlichen Anstrengungen den äußerst schwer zugänglichen Oedgraben durchsucht und es war außer der Leiche eines Kindes die einer Frauensperson in gänzlich zerstörtem und unkenntlich gewordenen Zustande aufgefunden worden. Diese zweite Leiche war der Grund, weßhalb Walpurga nun schon über drei Jahre im Kerker saß. Sie hatte erklärt, sie wisse nichts davon, und da sie im Uebrigen ein vollkommen offenes Geständnis ihrer Schuld abgelegt, hätte man annehmen können, daß sie auch in diesem Punkte die Wahrheit sprach und daß lediglich irgend ein unbekannt gebliebener Unglücksfall vorlag, der vielleicht auf Jahre zurückdatierte. Aber das Interesse, welches der regierende Graf an der Untersuchung nahm, hatte den Spürsinn der Gerichtskommission geschärft und sie hatte schließlich ein unscheinbares Stück Papier entdeckt, welches die Verstorbene krampfhaft in der Hand gehalten zu haben schien. Regen und Ungewitter hatten es fast ganz verwaschen und zerstört, und es waren eigentlich nur zwei Worte mehr darauf lesbar: der Name der Angeschuldigten, von ihr selbst geschrieben. Dazu kam noch, daß ein Hirtenbub mit Bestimmtheit aussagte, er habe um die „kritische" Zeit ein Weib in die Sennhütte treten sehen, was sich in seinen Augen als ein wahres Ereignis darstellte, denn

weit und breit befand sich keine andere menschliche Wohnung, als eine gräfliche Jagdhütte, die nur selten und nur zu gewissen Jahreszeiten benützt wurde. Es lag daher die Kombination nahe, Walpurga sei von der Ermordeten bei Ausführung des ersten Verbrechens überrascht worden und sie habe in ihr eine Zeugin desselben aus dem Wege räumen wollen.

Der Wucht dieser Indizien gegenüber verhielt sich Walpurga vollkommen passiv. Es sei genug des einen Mordes, meinte sie, man möge sie um dessentwillen sterben lassen, sie verlange und ersehne nichts Besseres. Als man nichtsdestoweniger nicht aufhörte, in sie zu dringen, setzte sie allen weiteren Fragen ein unverbrüchliches Schweigen entgegen. Auch die Stimme ihres Beichtigers vermochte nichts auszurichten. Der Hofkaplan, wie man ihn nannte, wegen der Stellung, die er seit kurzem in der gräflichen Familie einnahm, war ein weichmütiger, glaubensfreudiger Mann. Früher Pfarrer in ihrem Heimatdorfe, kannte er Walpurga von Jugend auf und nahm den regsten und herzlichsten Anteil an ihrem Schicksal. Allein sie hatte auch ihm gleich in der ersten Stunde, da er sie im Gefängnis besuchte, versichert, daß sie keine Reue über ihre That empfinde, und als er in beweglichen Worten von Gottes Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Liebe sprach, hatte sie entgegnet, sie sei irr daran geworden, weil Gott das zugelassen habe, was ihr, der Arglosen, widerfahren sei und was sie niemand auf der Welt anvertrauen könne und wolle.

Der treue Mann hatte trotz dieser Abweisung nicht von ihr abgelassen, fast täglich war er zu ihr gegangen, hatte ihr zugesprochen und ihr vorgebetet und alle Saiten anzuschlagen versucht, die er einst im zarten Kindesalter über ihre Seele gespannt zu haben glaubte. Es hatte sich Alles als vergebens erwiesen. War es der lange Aufenthalt in dem dumpfen Kerker, war es ein innerer Vorgang, Walpurga wurde immer unzugänglicher und starb nach und nach gegen die Außenwelt förmlich ab. Sie sei tiefsinnig geworden, hieß es.

Der Gedanke, sie ohne Reue und Buße vor Gottes Richterstuhl entlassen zu müssen, quälte den frommen Mann aufs Tiefste und raubte ihm oft den Schlaf. Seinen Bemühungen war es denn auch zuzuschreiben, wenn die Hinrichtung immer wieder hinausgeschoben wurde, um der Möglichkeit, die Angeschuldigte wenigstens von dem Verdachte eines zweiten Mordes zu reinigen, weiter Raum zu geben. Ein Begnadigungsgesuch des Hofkaplans hatte freilich keinen Erfolg; der Graf erwartete ein solches von dem Höhenrainer, und es war ausgeblieben. Als der Hofkaplan sich von seiner vollständigen Unfähigkeit, auf dieses verstockte Gemüt einzuwirken, überzeugt hatte, fing er an, sich nach einer geistlichen Hilfe umzusehen.

Es lebte damals in der benachbarten Reichsstadt ein Franziskaner Namens Pater Cäcilian, der beinahe im Geruch der Heiligkeit stand. Er war erst vor einigen Jahren, wie es hieß aus einem fernen wälschen Kloster, in die Reichsstadt gekommen, aber gleich sein erstes Auftreten hatte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn hingelenkt. Es verheerte damals eine schreckliche Epidemie Stadt und Land, und er hatte während derselben eine Aufopferungsfähigkeit und Selbstlosigkeit an den Tag gelegt, wie sie auch in seinem Stande nicht häufig waren. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht hatte man ihn in den Krankenhäusern und in den Hütten der Armen angetroffen, es schien, als habe er das Bedürfnis des Schlafes ganz überwunden und die Kunst entdeckt, sich zu verhundertfachen. Und er beschränkte sich nicht etwa bloß auf geistlichen Zuspruch; kein Dienst am Krankenbette schien ihm zu niedrig, keine Verrichtung zu abstoßend, und als es zuletzt an Leuten gebrach, die sich bei der ungemeinen Gefahr der Ansteckung dazu verstanden, die Toten zu begraben, nahm er auch dieses Werk christlicher Barmherzigkeit auf sich.

So kam es, daß das Volk sich gewöhnte, mit bewundernder Liebe zu ihm aufzublicken und in ihm einen Vater der Bedrängten und Verlassenen zu verehren. Als dann „das große Sterben", wie die Chroniken es nannten, vorüber war, sah Pater Cäcilian sich nach einem neuen Wirkungskreis um, der geeignet schien, seinem außerordentlichen Eifer zum Guten zu genügen. Seine Wahl fiel auf die Gefängnisse. Bald verbrachte

er viele Stunden des Tages und sogar der Nacht in den „Keuchen", wie man sie bezeichnend genug nannte, und wandte hiebei insbesondere den zum Tode Verurteilten seine Sorgfalt zu. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus. Die verstocktesten Sünder unterlagen der Macht und dem Zauber seiner Rede, er entlastete das böse Gewissen, indem er ihm die am längsten zurückgehaltenen Geständnisse entlockte, und es wurden ihm bald Bekehrungen nachgerühmt, die fast ans Wunderbare streiften. Er verließ denn auch seine Beichtkinder nicht auf ihrem letzten schrecklichen Gang, ja er würzte denselben zum nicht geringen Entzücken der Zuschauer außer mit Gebeten sogar zuweilen mit einem derben Scherz, und die er geleitete, die „starben sich leicht", wie der Volksmund sich ausdrückte. Die Justiz, deren Arbeit er nach mehr als einer Richtung hin erleichterte, war ihm aufrichtig dankbar, Jedermann erkannte seine Autorität auf diesem Gebiete an, und da er die Beschäftigung mit den Malefikanten zu seiner Spezialität gemacht hatte, nannte man ihn schließlich im Kloster und in der Stadt nur mehr den „Malefizpater".

Auch zu den Ohren des Hofkaplans war der Ruf seiner Wunderthaten gedrungen; aber die laute Art der Selbstbethätigung Cäcilians war der scheueren Natur des höfischen Mannes nicht sympatisch, und er hatte ihm seine Scherze im Angesicht des Todes nie recht verzeihen können. Mehr dem allgemeinen Drängen als einer inneren Ueberzeugung nachgebend, hatte er aber doch an ihn geschrieben. Pater Cäcilian hatte anfangs ablehnend geantwortet. Es wäre ein sträflicher Hochmut seinerseits, da auf eine Wirkung zu hoffen, wo die Bemühungen seines gelehrteren Amtsbruders erfolglos geblieben seien. Uebrigens habe er zu Hause alle Hände voll zu thun und — so schloß sein Erwiderungsschreiben — ein guter Hirt verläßt seine Herde nicht.

Der Hofkaplan hatte sich zuerst bei dieser Erklärung beruhigt. Als aber der Tag der Hinrichtung immer näher rückte, ohne daß er einen einzigen Schritt vorwärts in Walpurgas Bekehrung gethan hätte, da stieg eine heilige Angst über die Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete, in seiner Seele auf, und noch in der letzten Stunde ließ er seine alten Dienstpferde einspannen und fuhr nach der Reichsstadt.

Nun erwarteten sie seine Rückkehr. Alles übrige war bereit. Schon am frühen Morgen hatte man das Schaffot mitten auf dem Marktplatz des Städtchens aufgerichtet. Walpurga hatte es zimmern hören und bei den Hammerschlägen, die dumpf in ihre Zelle drangen, waren leise Schauer durch ihren Körper gegangen. Im übrigen schien sie in all' der Bewegung, die sie umrauschte, allein ruhig, ja beinahe teilnamlos geblieben zu sein und auf den Tod wie auf ein ersehntes Ziel hinzublicken.

Die Zeit verrann; alle Anwesenden wurden ungeduldig, das Volk, die Schulkinder und der Scharfrichter nicht am wenigsten. Schon bedauerte der Oberrichter im Stillen seine Zusage, daß der Akt bis zur Rückkehr des Hofkaplans ausgesetzt bleiben solle. Endlich gab sich in der Menge eine Bewegung kund und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß der Wagen in Sicht sei. Am Stadtthor stiegen sie aus, um den Weg bis zum Gefängnis zu Fuß zurückzulegen. Die Menge machte mit ehrfurchtsvoller Scheu Platz und Aller Augen waren auf den Gast des Hofkaplans gerichtet.

Pater Cäzilian war ungewöhnlich groß und überragte die schmächtige Gestalt seines Begleiters um Kopfeslänge. Die breite Brust und der starke Nacken schienen eher einem Athleten anzugehören, als einem Jünger des heiligen Franziskus, der in stiller Klosterzelle über vergilbten Pergamenten den Geheimnissen der Trinität nachgrübelt. Seine schönen regelmäßigen Gesichtszüge waren von einer einheitlichen Bronzefarbe übergossen und die Tonsur legte die mächtige Rundung seines Kopfes bloß. Seine ganze Erscheinung hatte entschieden etwas Imposantes, und er schritt einher wie ein römischer Imperator. Einige wollten freilich später bemerkt haben, daß er dem Hofkaplan nur zögernd und wie widerwillig gefolgt sei und auf dem ganzen Wege die Augen nicht ein einziges Mal aufgeschlagen habe. Aber der Hofkaplan widersprach dem auf das Bestimmteste. Er habe den Pater mit ausgestreckten Armen auf dem Pflaster der Klosterkirche liegend angetroffen und derselbe habe seiner Aufforderung, ihm zu folgen, nicht die mindeste Weigerung entgegengesetzt. Nur die Aeußerung, es könne niemand seinem Schicksal entrinnen, die Cäcilian hiebei machte, sei ihm aufgefallen, da sie so gar nicht christlich geklungen habe.

Der Schlüsselbund klirrte, man zog die schweren Riegel der Gefängnisthüre zurück, der Malefizpater bückte sich und trat ein.

Die niedere Keuche war durch ein einziges vergittertes kleines Fenster nur unvollkommen erhellt. Ueber allen Gegenständen lag ein unsicheres dämmeriges Licht und man konnte auch die Gestalt der Delinquentin nur in ihren Umrissen erkennen. Sie saß auf einer langen hölzernen Bank und an ihren beiden Armen hingen schwere eiserne Ketten hernieder.

Cäcilian war an der Thüre stehen geblieben. „Walpurg!" sagte er endlich leise. Sie fuhr beim Klange dieser Stimme zusammen und ihre Ketten klirrten. „Fühlst du nicht das Bedürfnis, dein Herz in dieser Stunde durch Mitteilung zu erleichtern?"

Sie schüttelte den Kopf und schwieg.

Konn dir denn Niemand helfen, leichter zu tragen, was dir bevorsteht?" fuhr er fort in einem Tone, der Eis geschmolzen hätte. Dann setzte er sich zu ihr und griff nach ihrer Hand. „Es war in einer Mondnacht, so hell, so leuchtend wie der Tag ... Du saßest vor der Thüre der Sennhütte und spieltest die Zither, sangst in die Sterne und in den Himmel hinein mit klarer Stimme .... Du warst allein. Meilenweit kein Wesen außer dir .... Alles schlief, nur der Brunnen rauschte vor deiner Thüre." ...

„Da kam er," setzte sie plötzlich ein, als ob seine Worte einen verstummten Gedankenakkord wieder in ihr angeschlagen hätten, „vom Grindelstein her, aus dem Jagdhaus des Grafen. Er wollte auf der Purgisalm übernachten, um des anderen Morgens frühe auf der Auerhahnfalz zu sein .... Wenn er sprach, leuchteten seine Augen, und wenn er lachte, zeigte er seine weißen Zähne." ...

„Du lachtest und sangst mit ihm und ihr schlieft nicht in jener Nacht."

„Seitdem kam er oft, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht und that, als ob er auf der Purgisalm zu Hause wäre. Er wußte in Allem Bescheid. Nie fehlte er einen Gemsbock, und wenn man mit ihm tanzte, verging einem die Welt vor den Augen."...

„Jeden Tag schmücktest du seinen Hut mit frischen Alpenrosen und labtest ihn mit dem Besten deiner kleinen Wirtschaft."

„Jeden Tag brachte er mir Federn von seltenen Vögeln, oder Edelweiß, das er an den höchsten Stellen gepflückt hatte. Auch ein Reh schenkte er mir. Er hatte es gefangen und gezähmt, daß es aus der Hand fraß und ihm überall hin folgte ... Ihm mußte Alles zu Willen sein." ....

„Du gabst ihm ein Kreuz von deinem Mieder und einen Ring von deinem Finger."

„Er schwur mir Treue. Im Frühjahr sollte die Hochzeit sein. Ein langer schrecklicher Winter lag dazwischen, in dem ich Schimpf und Schande um seinetwillen erleiden mußte. Als ich dann voll froher Erwartung die Alm wieder bezog, blieb er aus beim Stelldichein. Ich wußte mir nicht zu helfen und grämte mich fast zu Tod." ...

„Du schriebst ihm."

Sie nickte. „Ich schrieb ihm, wie es um mich stand und mahnte ihn, sein Versprechen einzulösen ... Statt seiner aber kam —"

In diesem Augenblick klopfte es mit Ungestüm von außen an die Gefängnisthüre. „Die Zeit ist um," rief eine rauhe Stimme.

Walpurga fuhr zusammen wie Jemand, der aus einem tiefen Schlafe aufgerüttelt wird. Die halb verworrenen Erinnerungen waren ihr langsam und allmählich wieder zugeströmt wie Wellen bei steigender Flut ein steriles Eiland umzüngeln, bespülen und endlich überrauschen. Das volle Bewußtsein, das sie vielleicht Monate lang nicht mehr besessen, war plötzlich zurückgekehrt. Das stiere Auge verließ den einen Punkt, auf den es bisher unverwandt gestarrt und leuchtete wie eine Fackel über Cäcilians Gesicht hin Jetzt erkannte sie ihn. „Raimondo!" rief sie in einem Tone, in dem Entsetzen und Triumph, Schmerz und Wonne um die Oberhand stritten. Dann ergriff sie seinen Arm und hielt ihn fest wie eine Beute.

So verschlungen, traten sie auf die Terrasse vor dem Gefängnis. Von hier aus konnte man die Neugierigen überblicken, die unten standen, Kopf an Kopf gedrängt, eine schwarze, unabsehbare Masse, durch die sich ein weißer Weg hindurchschlängelte, der von

der Terrasse aus direkt auf das Schaffot hinführte. Zu seinen beiden Seiten standen Soldaten in grauen Uniformen Spalier und ihre Bajonette funkelten in der Sonne.

Der Hofkaplan hatte mit wachsender Freude den Klang von Walpurgas Stimme durch die Thüre des Gefängnisses gehört, denn er glaubte die Reue sei nun zum Durchbruch gekommen und sie lege ihre Beichte ab. Als er Cäcilians ansichtig wurde, entblößte er das Haupt mit einer gewissen Ehrfurcht und sagte laut: „In der That, er ist ein Mann Gottes!“ —

Nun trat der Freimann herzu und traf seine schrecklichen Anordnungen. Es sei höchste Zeit, meinte er. Noch war der Stab ihr nicht gebrochen und am Pranger sollte die Delinquentin auch noch stehen. Walpurga entwand sich noch einmal dem Büttel, der ihr die Hände binden wollte, drängte sich an Cäcilian heran, als ob sie Zuflucht bei ihm suche und legte ihren Mund an sein Ohr, als ob sie die unterbrochene Beichte wieder aufnehmen wollte. „Jetzt kann ich dir vergelten, was du mir zugefügt hast. Du bist in meiner Gewalt,“ sagte sie.

Der Malefizpater schwieg. Sein Gesicht war wachsgelb, wie das einer Leiche geworden, seine schwarzen Augen funkelten unstät wie Irrlichter über die Menge hin, und die Perlen des Rosenkranzes glitten zu Haufen durch seine zitternden Finger.

Dieses Bild des Jammers schien Walpurga zu entwaffnen; ihre Kraft schwand und ihre Kniee brachen. „Lebe, wenn du kannst“, hauchte sie, indem sie sich von ihm wegwandte.

In der Ferne gesehen, mochte sich dieser Vorgang etwa so ausnehmen, als sei die Delinquentin, erdrückt von der Wucht ihrer Sünden, vor ihrem Beichtiger auf die Kniee gesunken, um reuevoll aus seinem Munde die Lossprechung von ihrer Schuld entgegenzunehmen.

„Er hat es vollbracht, sie bereut“, sagten die Vordersten leise. „Er hat es vollbracht,“ wiederholten Andere laut. „Die stolze Walpurga ist überwunden und ihr Hochmut gebrochen.“ „Die verstockte Sünderin thut Buße.“ „Keinem, nur dem Malefizpater war es gelungen.“ „Es ist ein wahres Wunder.“ „Er ist ein wahrer Heiliger!“ So rief es durcheinander. Sie griffen nach Cäcilians Kutte und führten sie an ihre Lippen, die Frauen hielten ihm die Kinder hin und baten um seinen wunderthätigen Segen. Ein dichter Knäuel von Menschen umgab ihn und er hatte Mühe, sich der zudringlichsten zu erwehren. Endlich brachen seine starken Arme und mächtigen Schultern ihm Bahn.

„Er will sprechen,“ hieß es. „Er will sprechen,“ wiederholte ein hundertstimmiges Echo, und alsbald trat lautlose Stille ein. Viele behaupteten später, daß die Hauptstärke des Malefizpaters und einer der Gründe seiner schnellen und fast unglaublichen Wirkung in dem bestrickenden Reiz seiner Stimme gelegen habe. Sie verband in der That eine merkwürdige Tiefe mit einer großen Weichheit und hatte eine Fülle der überraschendsten Tonabstufungen. Mochte er im Helldunkel des Beichtstuhles einem kranken Gewissen Ratschläge zuflüstern, oder am Sterbebette Trost spenden, oder von der Kanzel herab auf die Schäden der Zeit losdonnern, er rührte, er bewegte, er erschütterte stets.

„Hört mich!“ — begann es nun wie ein langgedehnter Hilferuf. „Ich bin nicht würdig, euch zu segnen, denn ich bin ein größerer Sünder als ihr alle und ein Mörder, ärger als diese.“

Ein Zucken der Verwunderung lief bei diesen Worten über die Gesichter der Anwesenden hin und sie drückten etwas aus wie: „Hört, nun klagt er sich gar zur Abtödtung noch unschuldig eines Verbrechens an. Ihr werdet sehen, dieser Mann fährt noch bei lebendigem Leibe gen Himmel auf.“

„Die Ermordete,“ fuhr Cäcilian fort, „die man im Oedgraben fand,“ ist mein Weib gewesen. Sie hatte, während ich mit dem Grafen auf der Reise war, ein Brieflein geöffnet und gelesen, das Walpurga mir darüber geschrieben, daß ich sie in Schande gebracht und verlassen hatte. Mit diesem Briefe in der Hand war mein Weib auf die Purgisalm gelaufen und hatte Walpurga bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß sie einen Ehemann von seinen Pflichten abbringe. Aber Walpurga wußte nichts davon,

daß ich schon gebunden war, als ich um sie warb. Ich hatte sie belogen. Als sie es erfuhr, begann sie mich zu hassen, wie sie mich vorher geliebt hatte und zu hassen, was von mir kam und mit mir zusammenhing. Darum hat sie auch ihr Kind getödtet."

Walpurga hatte sich bei diesen Worten wieder emporgerichtet und blickte um sich, als ob sie sich ihrer That berühme. Die Frauen sahen mit Schauer auf sie und fingen an, den Zusammenhang der Dinge zu begreifen.

„Als ich endlich," erzählte der Malefizpater weiter, „von der Reise, auf die ich widerwillig mitgegangen war und die sich gegen meinen Willen in die Länge gezogen hatte, zurückkam, fand ich Walpurgis Thüre verschlossen, und keine Bitten vermochte sie zu bewegen, mir wieder zu öffnen. Statt ihrer fand ich mein Weib, das mir in der Nähe der Sennhütte auflauerte, um mich meiner Untreue zu überführen. Da faßte mich der Zorn über sie, die mir dieß angethan und mich um meine Lieb gebracht hatte und — ich tödtete sie."

Er schwieg. Alle blickten kopfschüttelnd und staunend zu ihm empor und kaum Einer schien an das zu glauben, was er soeben gehört hatte.

„Denkt ihr nicht mehr an den Jäger des Grafen, den Raimondo, den er aus Italien mitgebracht hat?"

„Ich habe ihn nicht gekannt," sagte der Hofkaplan. „Er war vor meiner Zeit im Dienste des Grafen." Andere scheinen sich zu besinnen. „Er sieht ihm ähnlich," äußerte Jemand. „Eines Tages," erinnerte ein Anderer, „waren er und sein Weib verschwunden." Es hieß, sie hätten es vor Heimweh nicht ausgehalten bei uns und seien heimlich wieder fortgezogen.

„Raimondo bin ich," sagte der Pater, „und mein Weib liegt im Oedgraben." Kurz nach meiner That befielen mich Gewissensbisse und ich konnte keine Ruhe mehr finden. Ich trat in das Kloster der Reichsstadt, wo man nicht viel darnach frug, wer ich sei, und mir gerne glaubte, daß ich aus Wälschland komme. Durch gute Werke wollte ich mein Verbrechen sühnen. Aber an Gottes Thron ist mein Opfer nicht angenommen worden. Die irdische Gefahr, der ich feig entrinnen wollte, hat mich gesucht und gefunden. Die Hand des Ewigen ruht auf mir und will mich verderben. . . . Ergreift mich denn, straft mich, macht meiner Qual ein Ende! Er sank auf die Kniee und senkte das Haupt.

In diesem Augenblicke begann man die Armensünderglocke zu läuten. Es war nichts Ernstes, nichts Feierliches, nichts Würdiges in ihrem Tone; sie klang so hurtig, so eilfertig, so obenhin, als wollte sie etwa einem verspäteten Wanderer vor Thorschluß Füße machen; aber, wer sie hörte, dem ging sie durch Mark und Bein und Viele fingen an, krampfhaft zu schluchzen.

Walpurga hatte den Worten des Malefizpaters mit sichtlicher Gier gelauscht und dazwischen wie zur Bekräftigung mit dem Kopfe genickt. In ihre fahlen Wangen war eine dunkle Röte getreten, ihre Augen, die erloschen schienen, hatten angefangen aufzuleuchten und durch ihr ganzes Wesen war ein Strahl neuen Lebens gegangen. „Vorwärts!" gebot sie jetzt den Schergen mit rauher Stimme.

Man wollte sie zurückhalten, man sprach von Aufschub und Begnadigung. Sie wehrte mit einer raschen Bewegung ab. „Ich verdiene nicht zu leben," entgegnete sie mit Festigkeit, „denn ich habe an Gottes Gerechtigkeit gezweifelt."

Die Lebensfrage der Familie.

Von Eduard von Hartmann. Nachdruck verboten.

(Schluß.)

In der Regel denkt ein Mädchen beim Heiraten nur an den Brautstand, die Hochzeitkleider und die Honigmonde, und alle damit gegebenen Lasten ist sie willig, auf sich zu nehmen. Kommen nachher die Kinder dazu, welche eine Kinderwärterin, Kinderkleider, vergrößerte Wohnung und Tafel verlangen, nun so ist das eben bloße Schuld des Mannes, für die er aufzukommen hat. Kann er das nicht in dem Maße, wie das Behagen und die Bequemlichkeit der Frau es verlangen,

so macht er dadurch diese zur Märtyrerin, oder er vergrößert vielmehr nur das Matyrium, welches die Frau durch die wiederholten Schwangerschaften, Entbindungen und Wochenbetten „um seinetwillen" tragen muß. Daß in den höheren Ständen der Beruf des Mannes, durch welchen er die Mittel für die Erhaltung der Familie beschafft, ein viel größeres Martyrium ist als derjenige einer alle ihre Pflichten erfüllenden Frau, daß er namentlich die Lebensdauer in viel höherem Grade abkürzt, das kommt dabei natürlich nicht in Betracht. Wie der Beruf den Mann allmählich aufreibt und seine Gesundheit untergräbt, entzieht sich in den früheren Stadien meistens der Beobachtung, wird auch wohl vom Manne geflissentlich ignoriert; wie dagegen der Beruf der Frau vorübergehende und später sich meist völlig wieder ausgleichende Störungen des Wohlbefindens hervorruft, das liegt auf der Hand, und die Frauen ermangeln selten, es in das rechte Licht zu stellen, wie „leidend" sie durch Erfüllung ihres Berufs geworden sind, zumal wenn sie dabei „nervös" oder gar „hysterisch" sind.

Und wie viele Frauen der höheren Stände gibt es, die nicht nervös sind? Wie viele, welche körperlich der Erfüllung ihres Berufes noch vollauf gewachsen und im stande sind, die Vereinigung von Arbeit und Kinderwartung am Tage mit jahrelanger nächtlicher Ruhestörung ohne unerträgliche Steigerung ihrer Nervosität zu ertragen? Durch das sinnlose Aderlassen der vorhergehenden Jahrhunderte sind wir zu einem blutarmen, bleichsüchtigen Geschlechte, durch das städtische Leben mit seinen künstlichen Erregungen und seinem Mangel an frischer Luft und Bewegung im Freien zu einem nervösen Geschlecht geworden, und infolge der unvernünftigen Ueberanstrengung des zarter gebauten weiblichen Gehirns vom 6ten bis zum 16ten Jahr durch unsre höheren Töchterschulen und weiterhin durch die weiblichen Berufsstudien haben wir den durch das gesundheitswidrige Schnüren der letzten Generationen schon aus dem Gleichgewicht gerückten weiblichen Organismus der höheren Stände dahin gebracht, daß er zu seinen natürlichen Zwecken immer untauglicher geworden ist. Kein Wunder, wenn da der Geist anfängt, sich gegen die Erfüllung der Naturzwecke aufzulehnen, zu denen er den Körper unbrauchbar fühlt. Das nach Glück und Liebe sich sehnende Herz des Mädchens gerät in Widerspruch mit der Natur, und wird fast unwillkürlich zu einem platonischen abstrakten Idealismus hingedrängt, in welchem es wähnt, ein Männerherz ohne die Naturbasis der Liebe sich dauernd zu eigen machen zu können; unsre ganze Mädchenerziehung, welche auf ängstliche gewaltsame Verschleierung und Ignorierung dieser Naturgrundlage und ihrer Weisheit und Würde ausgeht, unterstützt diese ihrem Egoismus so angenehme Verirrung, und der Mann hat nachher die Kosten dieser künstlichen Selbsttäuschung zu tragen, indem sein naturgemäßes Verhalten ihm als sinnliche Roheit und rücksichtslose Barbarei in Rechnung gestellt wird. Wenn es so der Frau auch nicht gelingt, den Mann von seinem Unrecht gegen sie zu überzeugen, so überzeugt sie ihn doch hinlänglich von ihrer Naturentfremdung, Untüchtigkeit und Selbstsucht, stumpft hierdurch wie durch die quälende Unzufriedenheit mit ihrer Lage die anfängliche Liebe des Mannes für sie mehr und mehr ab, und gelangt so an einen Punkt, wo der erkaltete und ermüdete Mann dem Appell an seinen wirtschaftlichen Egoismus zugänglich wird. Die Folge ist dann die geringere Kinderzahl der Ehen der höheren Stände im Vergleich mit denen der niederen.

Die jungen Männer reflektieren wohl selten auf alle hier aufgeführten Umstände, aber sie haben doch eine mehr oder minder deutliche Kenntnis von der Naturentfremdung, körperlichen und geistigen Berufsuntüchtigkeit, Arbeitsscheu, Verwöhnung und Selbstsucht der Mädchen höherer Stände, denn sie kennen ja ihre Schwestern. Sie haben deshalb eine instinktive Furcht vor der Ehe, und ziehen es vor, mit Mädchenherzen vor der Ehe zu spielen, anstatt mit ihrem Herzen nach der Hochzeit spielen zu lassen. Sie fürchten mehr als in irgend einer früheren Kulturperiode die Liebe, welche sie verblenden könnte gegen das, was sie zu erwarten haben, schätzen ihre Junggesellenfreiheit um so höher, und hoffen, daß ihnen der „Reinfall" auf ein vermögensloses Mädchen erspart bleiben wird. Wenn sich nun in dieser Hoffnung auch ein großer Prozentsatz täuscht, so ist doch solche generelle Abneigung der gebildeten Jugend gegen die Ehe mit einem vermögenslosen Mädchen ein höchst bedenkliches Zeichen der Zeit, ein Symptom von einem auch in der Männerwelt überwuchernden Egoismus, von Mangel an Familiensinn und sozialem Pflichtgefühl. Kein Mann kann bezweifeln, daß es auch unter den vermögenslosen Mädchen seines Standes Ausnahmen genug gibt, daß er, wenn er durchaus in seinen Stand heiraten will, den Mut haben muß, nach diesen Ausnahmen zu suchen, daß es mit zu seiner Pflicht gehört, im Falle der Enttäuschung in der Ehe den Kampf mit der Selbstsucht der Frau aufzunehmen und die versäumte Erziehung derselben nachzuholen, daß er endlich selbst bei Erfolglosigkeit dieses Strebens seine Töchter anders erziehen und so eine bessere soziale Zukunft heraufführen helfen soll.

Das Verschanzen hinter die weiblichen Fehler ist leider nur zu oft ein bloßer Vorwand der männlichen Jugend, um ihrer Selbstsucht, d. h. dem Verbrauch ihres gesamten Einkommens für ihre Person, ungestört weiter fröhnen zu können. Wer seine ganze Einnahme für sich allein verbraucht, der schreckt natürlich davor zurück, plötzlich den Hauptteil derselben für eine Familie abgeben zu sollen; er verschiebt das Heiraten auf eine Gehaltserhöhung, hat aber, wenn diese kommt, nicht gerade eine bestimmte Frau in Aussicht, und gewöhnt sich dann daran, auch das höhere Einkommen ganz für seine persönlichen Bedürfnisse zu verbrauchen. Uebermannt ihn eine wirkliche Liebe, so entschließt er sich freilich zu Opfern und Einschränkungen, und findet nachher meistens, daß ihm die Entbehrungen viel leichter geworden sind, als er sich vorher gedacht hat, gerade umgekehrt wie bei der Frau. Fehlt es aber zu der Zeit, wo sein Einkommen für eine Familie ausreicht, an einer rechten Liebe in seinem Herzen, die ihn über die kleinliche Selbstsucht hinweghebt

— und dies ist nur zu oft der Fall — so wird die letztere bei vielen stark genug sein, sie von der Erfüllung ihrer sozialen Bürgerpflicht durch Eheschließung abzuhalten. Freilich gibt es noch junge Männer genug, die auch ohne eigentliche Liebesleidenschaft ganz gern bereit wären, sich erhebliche persönliche Einschränkungen aufzulegen, um des Familienglücks und des häuslichen Behagens teilhaftig zu werden, wenn sie nur noch den Glauben fassen könnten, daß dieses Glück ihnen mit den verwöhnten und anspruchsvollen Mädchen ihres Standes wirklich noch blühen könne, wenn sie nicht fürchten müßten, alle Opfer umsonst zu bringen und sich durch Fesselung an eine unzufriedene und mißvergnügte Frau das Leben zu verbittern.

Die schonungslose Aufdeckung der Gründe, aus denen die vermehrte Ehelosigkeit und Heiratsverspätung und die verminderte Kinderzahl unserer höheren Ständen entspringt, mag manchem Leser peinlich gewesen sein, aber sie hat wenigstens den Vorteil, die Punkte erkennbar zu machen, an welchen die Hebel zur Wiederherstellung gesunderer sozialer Zustände angesetzt werden müssen.

Zunächst kann die Gesetzgebung etwas thun, nämlich die Prämie aufheben, welche auf der Ehelosigkeit steht in Folge des Umstandes, daß der Familienvater von seinem Einkommen trotz der erhöhten Leistungen für den Staat durch die Kindererziehung und trotz des höheren Beitrags zu den indirekten Steuern und Zöllen doch noch dieselben direkten Steuern zahlen muß wie der Junggesell, und daß nach Intestaterbrecht ledige und verheiratete Erben gleichen Erbanspruch haben. Wir betrachten zunächst den ersten Punkt.

Ob ein Einkommen eine oder fünf Personen ernährt, müßte sich doch in der Steuerquote ausdrücken, d. h. der unverheiratete Steuerzahler müßte von dem gleichen Einkommen das fünffache an direkten Steuern entrichten, wie der Familienvater, um einen billigen Ausgleich herzustellen. Wir können nicht zu dem Athenischen Gesetze zurückkehren, nach welchem der gesunde Bürger mit zurückgelegtem vierzigsten Lebensjahr zur „Zwangstrauung" geführt wurde (wie bis vor Kurzem bei uns die Kinder zur Zwangstaufe), aber wir können unsern Bürgern die Eheschließung dadurch als eine staatsbürgerliche Ehrenpflicht einschärfen, daß wir die Entziehung von derselben ähnlich wie diejenige von gewissen Ehrenämtern der Selbstverwaltung durch Vervielfachung der direkten Steuern ahnden. Das Geschlecht kann hierbei keinen Unterschied begründen; denn in den steuerpflichtigen Jungfern, mögen sie im einzelnen noch so unschuldig an ihrem Sitzenbleiben sein, muß die Entartung ihres Geschlechts im ganzen gestraft werden, da die Gesetzgebung nicht individualisieren kann. Da die unteren Stufen der Klassensteuer ohnehin schon bei uns aufgehoben sind und weitere Stufen der Aufhebung entgegen sehen, so würden die von ihrem Arbeitsertrag lebenden Jungfern von einer solchen Maßregel ebensowenig betroffen werden wie die niederen Stände überhaupt, und auf weiblicher Seite nur die besser situierten Rentnerinnen darunter zu leiden haben, die es vertragen können.*) Da die Entziehung von der sozialen Pflicht der Familiengründung um so gemeinschädlicher und strafbarer ist, je wohlhabender die ledigen Individuen sind, so wäre es sogar nicht mehr als billig, den Coefficienten für die Vervielfachung der Steuer progressiv zu machen; denn je größer die Wohlhabenheit, desto strafbarer ist die Entziehung von der Pflicht der Familiengründung und desto nachteiliger wirkt die durch sparsame Prolification verursachte Vermögensanhäufung. In den niederen Ständen, wo die Vermehrung schon eher zu schnell als zu langsam ist, hat man durch Aufhebung aller Erschwerungen und Unkosten der Eheschließung und durch die teils schon durchgeführte, teils in Aussicht stehende Aufhebung des Schulgeldes alles gethan, um die Vermehrung noch zu befördern; in den höheren Ständen, wo die Vermehrung erschreckend hinter dem Notwendigen zurückbleibt, scheut man bis jetzt vor der natürlichsten Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit durch die Vervielfachung der direkten Steuern der Ledigen zurück.

Wir kommen nun zu dem zweiten Punkt, nämlich zu der Unbilligkeit, welche darin liegt, daß ledige und verheiratete Kinder gleichviel erben. Die alten Jungfern, welche eine zwecklose Drohnenexistenz im Staate führen, und die Junggesellen, welche außer ihrer direkten Berufsarbeit keine sozialen Leistungen für den Staat aufzuweisen haben, verdienen nicht, von der Rente des gemeinsamen Familienvermögens den nämlichen Anteil zu verbrauchen, wie ihre verheirateten Geschwister, welche durch ihre Kinder gezwungen sind, für ihre Person bei gleicher Einnahme viel beschränkter zu leben. Wenn auch diese Vermögensanteile der Ledigen später auf ihre Neffen und Nichten mitübergehen, so gelangen sie doch meistens zu spät in deren Hände, um denselben noch mit ihrem vollen volkswirtschaftlichen Nutzen zu gut zu kommen, und was weit schlimmer ist, die Rente derselben ist für die Lebensdauer der Erbonkel und Erbtanten dem sozial aktiven Teil des lebenden Geschlechts verloren gegangen und hat durch die unverhältnismäßige Erhöhung des Wohllebens, des Komforts und des Luxus der Nießnutzer als augenscheinliche Prämie ihrer Ehelosigkeit gewirkt. Umgekehrt würde mancher egoistische Junggeselle sich eher zur Verheiratung entschließen und manches wohlhabende wählerische Mädchen vorsichtiger in der Austeilung ihrer Körbe und maßvoller in ihren Ansprüchen werden, wenn sie wüßten, daß die Hälfte der noch zu erwartenden Erbschaften ihnen verloren geht, falls sie ledig bleiben. Um dies zu erreichen, müßte das Intestaterbrecht dahin abgeändert werden, daß unter verwandtschaftlich gleich

*) Wollte man dem skrupulösesten Gerechtigkeitsgefühl Rechnung tragen, so brauchte man nur die Bestimmung in das Gesetz aufzunehmen, daß Jungfern durch die eidesstattliche Versicherung, niemals einen Heiratsantrag gehabt zu haben, von der Steuererhöhung befreit werden. Wer die Frauen kennt, wird keinen Augenblick daran zweifeln, daß eine solche Klausel unbenutzt bleiben würde, und daß deshalb ihre Aufnahme ins Gesetz überflüssig und wirkungslos wäre.

nahe stehenden Erbberechtigten die Ledigen nur den halben Erbanspruch von demjenigen der Verheirateten haben sollen; diejenigen Ledigen, welche beim Erbfall noch nicht das 35ste Lebensjahr zurückgelegt haben, müßten beanspruchen können, daß ihnen die andere Hälfte ihres Erbteils sichergestellt werde für den Fall, daß sie sich bis zu dem genannten Alter verheiraten, wogegen nach Ueberschreitung dieser Altersgrenze der sichergestellte Teil unter die verheirateten Miterben zur Verteilung gelangen würde. Wem diese Bestimmung mißfiele, dem bliebe es unbenommen, testamentarisch anders zu verfügen; da aber der Erbgang thatsächlich zum großen Teil nach Intestaterbrecht erfolgt, so würde eine Aenderung in diesem immerhin einen beträchtlichen realen Einfluß haben.

Für wichtiger als den realen Einfluß würde ich übrigens die moralische Wirkung solcher gesetzlicher Bestimmungen halten, insofern sie im Volke das Bewußtsein wecken und stärken würden, daß die sozial-passiven und sozial-aktiven Teile der Gesellschaft einen so verschiedenen sozialen Wert für die Gesamtheit haben, daß sie nicht mit gleichem Maße gemessen werden dürfen. Der Satz: „wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", muß wenigstens insoweit wieder zu Ehren kommen, daß die soziale Berufslosigkeit der Mißachtung preisgegeben wird, wo sie verschuldet, dem Mitleid, wo sie unverschuldet ist, daß kouponschneidende Müssiggänger und Müssiggängerinnen nicht mehr der ehrlichen Arbeit zum Hohn ein luxuriöses Wohlleben führen, sondern auf ein bescheidenes Auskommen beschränkt werden, und daß diejenigen, welche die staatsbürgerliche Ehrenpflicht der Familiengründung nicht erfüllt haben, auch nicht gleiche Rechte wie ihre leistungsfähigeren und leistungswilligeren Mitbürger zu besitzen verdienen. Der behaglich lebende Junggeselle muß aufhören, sich vergnügt in die Hände zu reiben, sich seiner Pfiffigkeit zu rühmen und hohnlachend auf den dummen Tropf herabzusehen, der sich im Schweiße seines Angesichts für seine zahlreiche Familie plagt. Die spöttische Geringschätzung, welche schon jetzt wegen ihrer Berufslosigkeit oft unverdient genug auf der alten Jungfer lastet, muß auch auf den körperlich heiratsfähigen alten Junggesellen übertragen werden, mit doppelter Wucht, weil er nicht auf das Gewähltwerden zu warten brauchte, sondern selber die Wahl frei hatte; sie muß sich zum sittlichen Unwillen steigern, wenn die Entziehung von der sozialen Ehrenpflicht der Familiengründung sich beim Junggesellen mit berufsloser Unthätigkeit paart, aus welcher man der alten Jungfer unter den heutigen Verhältnissen kaum einen Vorwurf machen kann.

Wenn auf diese Weise das Gefühl der Verpflichtung zur Familiengründung in der männlichen Jugend wieder geweckt und die Entziehung von dieser Ehrenpflicht wieder zu einem Gegenstande der Scham gemacht worden ist, dann werden auch die jungen Männer mit ganz andern Augen auf ihre Zukunft blicken lernen und ihre Gegenwart mit Rücksicht auf diese Zukunft zu gestalten suchen. Jetzt, wo sie nur für sich leben, halten sie es so sehr für das Normale, ihre ganze Einnahme zu verbrauchen, daß ihnen das Gezenteil gar nicht in den Sinn kommt; dann, wenn sie ihre Junggesellenzeit nur als Vorstufe zu derjenigen des Familienvaters ins Auge fassen, werden sie von vornherein ihre Gewohnheiten nach Maßgabe der letzteren einzurichten haben. Von seelenmörderischen Lastern, wie das Spiel, werden sie sich viel leichter frei halten, wenn ihnen die Perspektive des Familienlebens als Ziel vorschwebt; die Kosten für Verhältnisse zweifelhaften Charakters werden sie sich ebenfalls auf grund des näher gerückten eheiichen Lebens lieber ersparen, womit dann wiederum der Hauptantrieb zu kostspieligem Kleiderluxus in Wegfall kommt. Je mehr sie das Bewußtsein haben, sich für künftiges Familienleben vorzubereiten, desto mehr werden sie den Familienverkehr der Kneipe vorziehen, desto mehr wird die Verführung der Kneipe zur Gewöhnung an übermäßige Fleischnahrung, Trinken und Rauchen zurücktreten, desto weniger werden sie von ihrer Nachtruhe der Erholung opfern und desto besser werden sie für ihre Gesundheit und die Erhaltung ihrer Nervenkraft sorgen. Glücklicherweise beginnt das Rauchen in der gebildeten Jugend jetzt ebenso aus der Mode zu kommen, wie das Tabakkauen und Schnupfen es schon lange ist, und gegen das sinnlose Trinken erhebt sich aus studentischen Kreisen selbst ebenso eine Reaktion, wie aus medizinischen Kreisen gegen den eine zeitlang begünstigten übermäßigen Fleischgenuß. Wer aber an gesundheitsgemäße gemischte Kost gewöhnt ist und weder raucht, noch trinkt, noch spielt, der hat für seine Person kaum noch ein Opfer zu bringen nötig, wenn er zur Ehe schreitet, der wird auch vor der Ehe nicht in Versuchung gewesen sein, sein ganzes Berufseinkommen für sich zu verbrauchen, sondern wird zeitig angefangen haben, zurückzulegen, sei es in Form von Ersparnissen oder von Alters- und Lebensversicherung oder sonst wie. Ein solcher Mann wird beim Uebergang zum Familienleben nur gewinnen, vorausgesetzt, daß er ein gesundes, arbeitsfähiges, arbeitswilliges und anspruchsloses Mädchen wählt.

Wenn es bei einem gesunden Zeitgeist und Standesgeist das Natürlichste ist, ein solches Mädchen in seinem Stande zu suchen, so muß dies bei einem korrumpierten Standesgeist, bei einem zur Unsitte gewordenen Leben über den Stand hinaus, ebenso bedenklich erscheinen wie unter normalen Verhältnissen das Heiraten über seinem Stande. Niemand darf sich für einen Herzenskundigen halten, am wenigsten wenn Amor ihm die Binde um die Augen gelegt hat; deshalb wird niemand sich zutrauen dürfen, den Charakter seiner Erkorenen so zu durchschauen, daß er sich auf grund ihrer guten Vorsätze gegen jeden Rückfall in luxuriösere Gewohnheiten, als sie bei ihm fortsetzen kann, gesichert halten dürfte. Es bleibt also bei der Trüglichkeit subjektiver Diagnose dem Heiratskandidaten nur das objektive Merkmal übrig, ob die bisherigen Gewohnheiten, welche seine Erwählte in der Lebenshaltung ihres Elternhauses sich angeeignet hat, nicht über das Maß von Komfort hinausgehen, welches er ihr gewähren kann. Ist dies

der Fall, so muß er sich darüber klar sein, daß auch die beste und bescheidenste Frau, die sich willig in die ihr neuen, einfacheren Verhältnisse findet, doch nie aufhören wird, ihr Herabsteigen als ein ihm dargebrachtes Opfer zu empfinden, welches vorweg durch einen Ueberschuß an Liebe über die sonst zu verlangende hinaus ausgeglichen werden muß. Für den Mann ist es ein Leichtes, das Weib seiner Wahl zu sich emporzuheben, da die meisten Frauen sich mit wunderbarem Geschick höheren Ansprüchen anzupassen und in einem höheren Kreise heimisch zu machen verstehen; dagegen fällt es dem Weibe unendlich schwer, sich zu dem Manne ihrer Wahl so herabzulassen, daß er es nicht mehr als Herablassung fühlt. Die Frau vergleicht niemals die Lage, in welche sie ohne die geschlossene Ehe nach dem Tode ihrer Eltern gekommen sein würde, mit der in der Ehe ihr zu teil gewordenen, sondern immer nur diejenige, welche sie als Mädchen thatsächlich im Elternhause durchlebt hat; denn die Frau kümmert sich nicht um abstrakte Möglichkeiten der bloßen Vorstellung, sondern hält sich an die ihrem Gedächtnis anschaulich eingeprägte Erfahrung als allein reell in betracht kommendes Vergleichsobjekt. Fällt dieser Vergleich für die Gegenwart ungünstig aus, so hilft kein Hinweis auf das, was inzwischen vermutlich an deren Stelle getreten sein würde; denn die Möglichkeit bleibt ja unbestreitbar, daß sie vielleicht auch noch eine bessere Partie hätte machen können.

Will also der Mann sicher gehen, so muß er seine Wahl auf solche Familien seines Standes beschränken, welche der Verirrung des Zeitgeistes erfolgreich Widerstand geleistet und ihre Töchter so einfach gehalten, so anspruchslos erzogen und so zur Arbeitsamkeit gewöhnt haben, daß sie das ihr dargebotene Loos an seiner Seite ohne Herablassung und ohne Umlernen in ihren Gewohnheiten annehmen können. Ein Mann, dessen voraussichtliche Einnahme mit 30, 40, 50 und 60 Jahren die Höhe von 30, 40, 50 und 60 hundert Mark nicht übersteigt (wie dies durchschnittlich bei unseren meisten höheren Berufsarten thatsächlich nicht der Fall ist), kann schlechterdings nur mit einer Frau zufrieden und behaglich leben, welche fähig und willens ist, ihre eigene Köchin, Kinderwärterin und Schneiderin zu sein und sich nur für die grobe Hausarbeit eine Hilfe zu halten. Eine solche wird er aber nur in einem Hause suchen dürfen, das selber mit höchstens einem Dienstboten oder wo möglich ohne solchen mit einer bloßen Aufwärterin auskommt, und auch sonst in Kost, Kleidung, Wohnung, Reisen u. s. w. sich der größten Bescheidenheit befleißigt, keinesfalls aber in einem solchen, wo die erwachsenen Töchter gewohnt sind, sich bedienen zu lassen, statt selbst den Eltern und dem Ganzen der Familie zu dienen. Findet er aber keine solche Familie in seinem Stande, oder doch keine, deren Töchter sein Herz zu gewinnen vermögen, so soll er darum sich nicht von seiner Pflicht entbunden erachten, sondern den einfachen Ausweg einschlagen, so weit von seinem Stande herabzusteigen, als die Gemütserziehung und Charakterbildung der Töchter noch ausreichend scheint, um seinen Kindern die notwendige mütterliche Erziehung zu sichern.

Würde das erstere allgemein unter der männlichen Jugend, so würden alle über ihren Stand hinaus lebenden Familien damit bestraft, daß ihre Töchter sitzen bleiben, und nur die vernünftigen erhielten in der ausnahmsweisen Verheiratung ihrer Töchter die Prämie für den Mut und die Ausdauer ihres Schwimmens gegen den Strom. Würden an Stelle aller Töchter der über ihren Stand hinaus lebenden Familien von den jungen Männern Töchter aus geringerem Stande gewählt, so würde der korrumpierte weibliche Teil der höheren Stände von der Fortpflanzung ausgeschlossen, ohne daß darum die in dem männlichen Teil derselben Stände niedergelegten erblichen Eigenschaften dem Kulturprozeß mit verloren gehen; an Stelle der Blutserneuerung des Standes durch Einrücken von ganz neuen Elementen aus den niederen Ständen träte dann eine halbseitige Blutsauffrischung durch Connubium mit den minder entarteten Töchtern der nächstniederen Stände. Diese halbseitige Blutsauffrischung hat jedenfalls vor der gänzlichen Blutserneuerung des Standes den Vorteil, daß die durch Vererbung angehäuften Eigenschaften wenigstens des männlichen Teils für die weitere Beteiligung des Standes an der Kulturarbeit konserviert werden; aber sie macht die Forderung nicht überflüssig, daß man Mittel und Wege aufsuchen müsse, um wo möglich auch die weibliche Hälfte der höheren Stände vor einer solchen Ausschaltung zu bewahren.

Das bei weitem wirksamste Mittel würde jedenfalls das Bewußtsein von der drohenden Ausschaltung durch Verheiratung aller Männer mit Mädchen geringeren Standes sein; denn der letzte Grund für das Drängen gerade des weiblichen Geschlechts nach Luxus ist doch schließlich nur die Hoffnung, durch solchen Schein einer Erhabenheit über das Durchschnittsniveau ihres Standes die Männer zu blenden und für sie anziehender und begehrenswerter zu werden. Sobald die Ueberzeugung im weiblichen Geschlecht allgemein würde, daß dieses Streben den umgekehrten Erfolg hat, würde dessen Nerv gelähmt sein. Der Irrtum aber, durch welchen die Mädchen bisher zu diesem verkehrten Verfahren sich haben verleiten lassen, entspringt aus der Verwechselung zwischen der Anziehungskraft, die ein Mädchen auf einen Mann zur vorübergehenden Unterhaltung ausübt, und derjenigen, welche sie auf einen solchen als Heiratskandidaten ausübt. Nur die erstere macht sich dem Mädchen in jeder Gesellschaft und auf jedem Balle sinnlich wahrnehmbar, während die letztere sich in ihren Ursachen dem Verständnis der Mädchen zu sehr entzieht Aber ein wenig Nachdenken könnte sie doch lehren, daß die am meisten umschwärmten Löwinnen der Bälle und Landpartien ebenso oft und noch öfter sitzen bleiben als die unbeachteten und unscheinbaren Wegeblümchen. Eine große Schuld der Bestärkung in diesem Irrtum tragen leider die Mütter, indem sie nach dem Eintritt in die Ehe nicht aufhören wollen, auf die zum Teil dem Luxus der Erscheinung zugeschriebenen gesellschaftlichen Erfolge zu verzichten, vielmehr

den Verlust der jugendlichen Reize durch Steigerung der Toilette zu ersetzen suchen. Solchen Müttern geschieht dann ganz recht, wenn sie das ihren Töchtern gegebene üble Beispiel mit deren Sitzenbleiben büßen müssen.

Man kann sagen, daß der letzte handgreifliche Grund unserer verschrobenen Weiber in dem höheren Töchterschulwesen liegt, das sich erst in dem letzten halben Jahrhundert entwickelt hat. Könnten wir diese Entwickelung mit einem Streich rückgängig machen, und unsere Töchter auf das Niveau der Volksschulbildung, mit dem unsere Großmütter sich begnügen mußten, zurückschrauben, so würden sie ebenso wenig, wie diese es thaten, sich für zu vornehm und zu gebildet zur Erfüllung ihrer natürlichen und sozialen Pflichten, zur Kinderpflege und Hausarbeit halten. Hat doch selbst die Jungfernfrage nur dadurch ihre Schärfe bekommen, daß die Jungfern der höheren Stände nicht mehr wie früher in den Hauswesen ihrer Verwandten arbeiten und dienen wollen. Alle Halbbildung ist ein Fluch und nicht ein Segen, unsere höhere Töchterschulbildung aber ist Halbbildung der schlimmsten Art und erzeugt naturgemäß auch die Folgen einer solchen.

Nun läßt sich aber eine fünfzigjährige geschichtliche Entwickelung nicht so ohne Weiteres annullieren, und es sind ja auch in der Töchterschule berechtigte und der Pflege werte Elemente vorhanden, welche man nicht mit der Wurzel ausreißen sollte, selbst wenn man es könnte. Ich begnüge mich hier mit Aufstellung der Forderung, daß der Unterricht bis zum 14. Jahre nur 4 Stunden täglich, nachher nur 3 Stunden (mit Ausschluß von Rechnen und Gesang) umfassen, daß nur Eine fremde Sprache (die französische) getrieben werden, und daß für die häuslichen Arbeiten nicht mehr als eine Stunde in anspruch genommen werden darf. Hiedurch würde die gesundheitsschädliche Ueberanspannung der Mädchengehirne beseitigt und die Möglichkeit einer zunehmenden häuslichen Nebenbeschäftigung der Schulmädchen eröffnet. Eine fakultative Ausdehnung der Schulzeit auf 11—12 Jahre mit nur 2 täglichen Unterrichtsstunden in den beiden letzten Jahren würde den jetzt so schroffen Uebergang von der Schule zur häuslichen Selbstthätigkeit allmählicher machen und der Schule erst Gelegenheit geben, Disziplinen wie Kunstgeschichte mit wirklichem Nutzen zu pflegen, die jetzt nur mehr als schöne Aushängeschilder in den Schulprogrammen prangen und bloß den Mädchen mit dem Glauben an die erlangte Bildung den Kopf verdrehen.

Sache der Mütter ist es, die Töchter sowohl in den letzten Schuljahren mit abnehmender Schulzeit wie nach beendigter Schulzeit mit Ernst und Strenge zu geordneter und nützlicher häuslicher Thätigkeit anzuhalten, Sache der Väter, ebensowohl den heranwachsenden Töchtern wie den heranwachsenden Söhnen gegenüber die Hand auf den Beutel zu halten, damit sich beide nicht frühzeitig an ein Maß von Ausgaben gewöhnen, von dem nach der Verheiratung oder nach des Vaters Tode zurückstehen zu müssen sie später als schmerzliche Entbehrung empfinden würden. Wenn jeder Familienvater seiner Pflicht eingedenk bleibt, den Etat des Hauswesens niemals bloß nach den augenblicklich verfügbaren Mitteln einzurichten, sonder immer zugleich die Zukunft der Familie im Auge zu behalten, dann wird sich ganz von selbst eine Einrichtung des Hauswesens ergeben, welche sowohl die Söhne wie die Töchter für ihre künftige Aufgabe eigener Familiengründung vorbereitet.

Eine Reichs-Genossenschaft deutscher Journalisten und Schriftsteller.

Von M. G. Conrad.

II.

Ein sogenannter „Schriftstellerverein" schlechtweg wird in Deutschland niemals jene moralische und wirtschaftliche Kraft aufbringen, welche unbedingt erforderlich ist, um auch nur annähernd das Ideal zu verwirklichen, das Herrn Hofrat Kürschner in Stuttgart bei seiner überhasteten und phantastischen Vereinsgründung vorschwebte.

Herr Kürschner wird auf diesem Wege nicht mehr erreichen, als der von ihm so hart befehdete „Allg. Deutsche Schriftstellerverband" in Leipzig, wahrscheinlich nicht einmal so viel wie dieser.

„Es gilt jetzt auszurotten und Neues und wahrhaft Segensreiches entstehen zu lassen," verkündet der jüngste Vereinsgründer.

Was auszurotten? Den Leipziger Verband mittelst des Stuttgarter Konkurrenz-Verbandes? Vergebliche Liebesmüh! Denn das Stuttgarter Unternehmen ruht vereinspolitisch und wirtschaftlich auf den nämlichen schwachen, leistungsunfähigen Grundlagen wie das Leipziger. Und „wahrhaft Segensreiches entstehen lassen"? Die Entstehungs-Probe ist wahrhaft wenig verheißungsvoll. Dilettantismus hüben und drüben. Damit ist nichts auszurichten, was Dauer und immer kräftigere Entfaltung verspricht.

Abgesehen von den bereits aufgezeigten Kürschner'schen Irrtümern, war es ganz unzweckmäßig, mittelst eines allgemeinen Aufrufs an die Schriftstellerwelt sich auf gerate-wohl Mitglieder für den erstrebten Verein zu suchen. Was soll dieses ungesichtete Material? Und die wertlosen Elemente, die sich erfahrungsgemäß bei solchen Gelegenheiten immer zuerst anbieten und den andern den Anschluß verleiden, was nützen sie für den Anfang? Wertloses Element ist aber alles, was nicht eine fest bestimmbare geistige, soziale und finanzielle Kraft repräsentiert, also für die Genossenschaft keinen Machteinsatz bedeutet.

Eine litterarische Reichsgenossenschaft muß praktischerweise nicht mit einem allgemeinen Aufruf, sondern mit einer direkten Auswahl und Aufforderung der sozial einflußreichsten Elemente beginnen, an welche sich später die schwächeren mitwirkend anschließen können.

In unserem Falle müßte also in erster Linie jener Zweig der Schriftstellerei ins Auge gefaßt und direkt für die Sache gewonnen werden, welcher heute der wirtschaftlich entwickeltste und moralisch einflußreichste ist: die Zeitungswelt. Erst nach erlangter Verständigung mit der großen und reichdotierten Presse in den ersten Städten des deutschen Reiches, also in Berlin, Hamburg, Frankfurt, Köln, Magdeburg, Breslau, Bremen, Leipzig, München, Stuttgart u. s. w., und mit deren emsiger Mithilfe kann eine Vereinsgründung von genossenschaftlicher Bedeutung (Vorschuß-, Unterstützungs- und Pensionskasse!) mit Aussicht auf Erfolg ins Werk gesetzt werden.

Der Kürschner'sche Vereinsversuch ist darum als verfehlt oder gescheitert zu betrachten, weil er die zur materiellen Entwickelung der Genossenschaft unbedingt notwendigen Anhänger aus der großen Tagespresse nicht hat. Jahre vorbereitender Arbeit im engeren Kreise gehören dazu, ehe man mit solchen Unternehmungen in die Oeffentlichkeit treten kann, und keine Mühe darf gescheut werden, um ein einiges genossenschaftliches Zusammengehen der Journalisten und Schriftsteller sorgfältigst anzubahnen und zu pflegen. Die deutschen Journalistentage haben sich überlebt, wie sich die deutschen Schriftstellervereine überlebt haben. Nur wenn alle Männer der Feder (und fast alle sind sie mehr oder weniger Journalisten, da auch die „reinen" Schriftsteller mit Ausnahme der Dramatiker ihren Haupterwerb aus den Zeitungen ziehen!) zielbewußt zur Gründung einer Reichs-Genossenschaft sich die Hände reichen, kann Ersprießliches erhofft werden. Das Stümpern und Dilettieren mit deutschen Schriftstellerverbänden von einigen hundert Mitgliedern und einigen tausend Mark Vermögen verrät nur eine armselige Kenntnis von den Gesetzen, welche den Mechanismus des modernen Gesellschaftslebens beherrschen.

In einem späteren Aufsatze werden wir einem in genossenschaftlichen Unternehmungen bewanderten Kollegen Gelegenheit geben, unsern Lesern die vereinspolitischen und finanziellen Grundzüge einer lebensfähigen Reichsgenossenschaft deutscher Journalisten und Schriftsteller ausführlich zu entwickeln.

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XII.

Ein vollkommenes Kirchenlicht.

Die Bevölkerung des römischen Reiches blieb dem Christentum viel länger feindlich gesinnt, als die Regierung. Der alte Olymp mit seiner heitern, hochpoetischen und herzlich liederlichen Bevölkerung ließ sich freilich nicht mehr recht verteidigen. Es war aber auch nicht die religiöse Begeisterung für den alten Schlingel Jupiter, welche manchen braven Heiden in Harnisch brachte, als vielmehr das Glück

und Geschick, womit die „Christianer“ nach und nach in die materiellen Interessen der höheren Gesellschaftsklassen eingriffen. Die erste Gemeine zu Jerusalem war freilich ein Ausbund von Einfalt und Genügsamkeit. Aber die Nachfolger der galiläischen Fischer sahen bei ihren Fängen zunächst mehr auf Qualität als auf Quantität, und wenn es ihnen, zumeist Griechen, nun gelang, sogar am Tiberstrand einen guten Zug zu thun, z. B. eine reiche römische Erbin in ihr Netz zu bekommen, so war der Neid und Zorn derjenigen, die sich dadurch um irgend welche Hoffnungen geprellt sahen, begreiflicherweise nicht gering.

Ganz besondere Resultate erzielte der gewandte Hieronymus, der nach Rom gekommen war, um zu studieren und nicht von dem gewöhnlichen Durst der Studenten, sondern von unersättlichem Wissensdurst geplagt, dann auch noch nach Trier ging, um dort ein vollkommenes Kirchenlicht zu werden. Trier war damals die Hauptstadt von Gallien, ein berühmter Sitz der Wissenschaft mit zahlreichen, vom Staat besoldeten Lehrern, die eigentliche Geburtsstätte des Professorentums. Aus einem Schüler ward er bald selbst Lehrer und Professor. Hieronymus vertiefte sich so leidenschaftlich in die alten Klassiker, daß ihm ein Engel im Traum erscheinen mußte, um ihm zu sagen: Du bist kein Christianer mehr, sondern ein Ciceronianer. Wie wenig jungen Leuten kann man heutzutage diesen Vorwurf machen, sie sind weder das Eine noch das Andere. Hieronymus erschrak und warf sich sogleich auf das Studium der Kirchenversammlungen, wovon in jener Zeit jährlich ein Dutzend gehalten wurden, an allen möglichen Orten. Auch die Werke des berühmten Bischofs Hilarius von Poitiers machte er sich eigen, der ein Töchterlein hatte, das sich mit einem jungen Gallier zu vermählen wünschte. Der Papa schrieb ihr aber einen so eindringlichen Brief — derselbe ist heute noch erhalten — daß das gute Kind aufs tiefste erschüttert wurde und dem armen Gallier, der sein Glück schon erreicht zu haben glaubte, wieder absagte. Aus diesem Studium schöpfte Hieronymus vielleicht den Eifer, womit er später die hervorragendsten Blüten des weiblichen Geschlechts der profanen Welt zu entreißen, in jungfräulichem Zustand zu trocknen und so zu erhalten verstand. Im Vorgefühl herrlicher Aufgaben eilte er wieder nach Italien, zunächst nach Aquileja, wo soeben das erste eigentliche Kloster entstanden war. Hieronymus war entzückt davon, aber ihn verlangte nach noch stärkeren Reizen, er zog ostwärts, um in Thracien, in Kleinasien und Syrien die Einsiedler aufzusuchen, ihre Lebensweise zu verkosten und sich endlich in der ägyptischen Wüste selbst niederzulassen. Hier, auf dem klassischen Boden der Selbstpeinigung, konnte er dem Schrecken der Einsamkeit direkt ins Gesicht schauen. Aber merkwürdig — gerade hier erwachte wieder der Ciceronianer in ihm. Ja, der würdige alte Cicero wäre noch gut gewesen, aber sogar die Geister Ovids und Catulls schienen ihn überfallen zu haben. Wir besitzen noch die Briefe, worin er seine Kämpfe beschreibt. „Ich fühlte mich, sagte er, plötzlich wieder zur Welt, zu ihren Freuden, zu ihren Tänzen hingerafft! Mein Fleisch war kalt, aber meine Leidenschaften brannten in voller Glut. Ich schlug an meine Brust und suchte vergebens diesem Sturm Ruhe zu gebieten.“

Der brave Mann mag sich in keiner schlechten Aufregung befunden haben. Aber wo die Not am höchsten, ist die Hilfe am nächsten. Das zufällige Zusammentreffen mit einem Juden, brachte ihn auf den Gedanken, hebräisch zu lernen, den er auch sofort mit der ihm eigentümlichen Energie verfolgte. „Die Aussprache, schreibt er, fiel mir außerordentlich schwer, aber die Lernbegierde und die Angst vor bösen Gedanken gab mir Ausdauer.“ Auf diese Art gelang es ihm wirklich, der Zerstreuungen Herr zu werden, nach Umfluß einiger Zeit kehrte Ruhe ein, er erfreute sich wieder des vorigen Seelenfriedens und — hatte dabei hebräisch gelernt.

Er konnte daher, als ihn kurz darauf der Bischof Damasus einlud, als sein Sekretär nach Rom zu kommen, diesem Ruf mit gutem Gewissen und ohne Gefahr Folge leisten, obwohl es in der ewigen Stadt damals üppiger herging als je zuvor. Schwierige Referate über morgen- und abendländische Angelegenheiten machten ihm

Arbeit genug, aber er fand doch auch noch Zeit, seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen, nämlich: Heiraten, und ganz besonders Wiederverheiratungen zu hintertreiben. Er schrieb unzählige Briefe, worin bewiesen war, daß Ledige ungleich leichter und schneller in den Himmel kämen, als Eheleute, wenn auch der eine oder der andere Teil noch so große Geduldproben geliefert haben sollte. Die Resultate die er erzielte, waren über Erwarten. Wir nennen von seinen Opfern nur: Marcella, deren Schwester Asella und ihre Mutter Albina; Melania, die ältere und jüngere, Marcellina, Felicitas, Lea, Fabiola, Läta und endlich die berühmte Paula mit ihrer gleichberühmten Tochter, lauter Damen aus den vornehmsten Familien. „Opfer", sagen wir, weil es ein, wenn auch in gutem Glauben unternommener Raub an der Gesellschaft ist, edel angelegte und zu allen Tugenden befähigte Individuen, die eine Quelle des Glücks für Viele und ein soziales Muster für Alle werden konnten, ihrer Bestimmung zu entziehen und sie in einen Boden zu verpflanzen, auf dem sie höchstens ihrer Selbstbeschauung genügen, im Uebrigen aber zu den unfruchtbaren Bäumen gehören, die man nach der Meinung des Herrn umhauen und ins Feuer werfen soll.

Die reiche Römerin Marcella hatte mit sechszehn Jahren geheiratet und war nach neunmonatlicher Ehe Wittwe geworden. Die Thränen solcher Verlassenen sind sehr rührend, und es wird niemals an solchen fehlen, welche bereit sind, sie aus ihrer trostlosen Lage zu reißen. Mit diesem edlen Gedanken trug sich auch der Consul Cerealis in bezug auf Marcella. Er bot ihr seine Hand an. Sie aber antwortete damit, daß sie plötzlich grobe Kleider anlegte und sich durch Fasten und Kasteien ein abgehärmtes Aussehen zuzog. Ihr Gewissensrat war Hieronymus und es existieren noch elf Briefe, die er an die Dame richtete, von Cerealis hingegen nichts mehr. Derselbe konnte wohl auch nicht so schön schreiben. Marcella bewog ihre Mutter, ihre Schwester und noch andere Standesgenossinnen, sich zusammen zu thun und die Lebensweise der Einsiedler nach zu machen. Selbst ihre kleine Tochter Principia wurde als Ascetin aufgezogen. Das arme Kind! Marcella hatte doch schon Flitterwochen genossen.

Noch tragischer sieht sich die Sache an, wenn man hört, daß nach der Einnahme Roms durch Alarich auch die Niederlassung der Marcella überfallen wurde. Die Legende versichert, es sei Marcella gelungen, mit Principia und etlichen Freundinnen eine der Freistätten zu gewinnen, die der Gothenkönig den Flüchtigen großmütig bewilligt hatte. Im Interesse der Verantwortung des heiligen Hieronymus wollen wir dieß herzlich wünschen.

Der wichtigste Fang, den der große Mann, von dem wir sprechen, gemacht hat, war jedoch die Wittwe Paula, mit der er zugleich eine ganze Verwandtschaft aus den Wässern der sündigen Welt herauszog. Wenig Aristokratinen dürften sich eines so alten Adels rühmen, wie Paula. Hellas und Rom gaben ihre Helden her, um diese Blüte zu treiben. Ihr Vater, ein Grieche, leitete sein Geschlecht von Agamemnon ab, dem berühmten Völkerfürsten, der vor Troja nur die für einen gesetzten Mann unverzeihliche Schwäche hatte, ein erbeutetes Mädchen nicht mehr herausgeben zu wollen. Mütterlicherseits zählte sie jene Römerin zu ihren Ahnen, welche ihre Söhne mit den Worten anfeuerte: „Man nennt mich immer nur die Tochter des Scipio, warum nicht die Mutter der Gracchen?" Auch die Aemilier, von ihrem einschmeichelnden Wesen, Aemulation, so genannt, gehörten zu Paulas Stammbaum. Dazu kam noch ihr Gemahl Toxotius, aus dem Juli'schen Geschlecht, das sich, wie selbst heilige Geschichtschreiber mit Stolz hervorheben, von Aeneas ableitete. Man könnte beifügen: die Julier stammen sogar von der Venus ab, worauf sich bekanntlich Cäsar nicht wenig zu gute that, auf welchen Ruhm aber natürlich eine Schülerin des Hieronymus gern verzichtete.

So lange Toxotius lebte, war Paula heiter und glücklich und hatte keine Ahnung davon, daß die Freuden dieser Welt eigentlich nur auf Teufelskniffen beruhen. Sie liebte ihren Gemahl zärtlich und war ein Muster ehelicher Treue, was

eigentlich noch keine Tugend ist, denn die wahre Tugend beruht auf Entsagung und Entbehrung. Da starb Toxotius. Die zweiunddreißigjährige Wittwe überließ sich einem namenlosen Schmerz. In ihrer Verblendung glaubte sie einen Verlust erlitten zu haben, während doch, wie sie später begriff, damit nur ein Hindernis beseitigt war, das ihrer Vervollkommnung im Wege stand.

Die schon beschriebene Marcella, ihrer Standesgenossin, so lange dieselbe noch Gattin und Weltdame war, fernstehend, suchte sich nunmehr der Tiefbetrübten zu nähern. Ihre Ermahnungen fielen auf guten Boden, denn es gibt nichts Empfänglicheres als das Herz einer Wittwe, die keine Nahrungssorgen hat, sondern nur ein Bedürfnis, ihre Tage auszufüllen. Deßhalb fand Paula an den Bußübungen, die ihr Marcella anriet, sogleich Gefallen und einen äußerst willkommenen Zeitvertreib. Sie versagte sich allmälich die gewohnte Nahrung, selbst Honig und Wein; bald kam der unvermeidliche härene Rock, der stachliche Leibgürtel und das Schlafen auf kaltem Steinboden, die zum ganzen Heilverfahren passende Lektüre nicht zu vergessen.

Hieronymus selbst mischte sich noch nicht darein, seinen Vortrab bilden zwei in Rom vorübergehend befindliche Griechen, deren Einer ein „Buch der Gegengifte" verfaßt hatte. Ihre Vorträge nahm Paula in Gegenwart ihrer Töchter Blösilla, Paulina und Eustochium entgegen. Ihr jüngstes Kind, der kleine Toxotius, benahm sich dabei so unruhig, daß er, um Störung zu vermeiden, nicht mehr zugelassen werden konnte. Endlich verabschiedeten sich die beiden Herrn, beschenkt mit einer bedeutenden Summe zu Klosterzwecken auf Cypern. Die Insel hatte in der That Ursache, Buße thun, denn der Umstand, daß die Liebesgöttin im Altertum die „Cyprische" hieß, läßt auf keine besonders gute Aufführung schließen.

Nun erschien hier Hieronymus selbst auf dem Plan. Die Frucht reifte der Ernte entgegen, aber die Ablösung selbst schien schwierig zu werden, denn immer noch hing Paula mit großer Zähigkeit an den Ihrigen. Blühten ja an dem gebrochenen Zweig vier Kinder. Sie von diesen einfach zu trennen, wäre herzlos gewesen, und das wollte auch Hieronymus nicht. Es handelte sich also darum, die ganze Familie gleichzeitig für den Himmel zu gewinnen. Der Himmel kam diesem Streben insofern entgegen, als er zunächst die älteste Tochter, Blösilla, zu sich nahm. Bei Paulinen, einem lebhaften Kinde, verband Hieronymus das Angenehme mit dem Nützlichen, er verheiratete sie nämlich, aber mit einem Heiligen. Pammachius hieß der Glückliche, ein Mann von konsularischem Rang, dessen Lieblingsbeschäftigung es aber war, aus allen erscheinenden Büchern die ketzerischen Stellen herauszufinden und zur Anzeige zu bringen. Im Uebrigen ein äußerst gutmütiger und wahrhaft frommer Charakter, starb er schon nach drei Jahren, natürlich kinderlos, und seine Gattin folgte ihm bald. Blieb also nur noch die letzte Tochter, Eustochium, die von frühester Kindheit an nichts anderes gesehen hatte als Bußstrenge und Enthaltsamkeit, so daß es des berühmten Briefes „von der Jungfräulichkeit", den Hieronymus an sie richtete, gar nicht bedurfte. Die darin enthaltenen Unterweisungen haben auch mehr den Zweck, allgemeinen Nutzen zu stiften. Der Heilige empfiehlt den Jungfrauen vor allem Demut, unablässige Macht über alle Sinne, nur gemischten Wein, wobei das Wasser vorschlägt, seltenes Ausgehen, größte Einfachheit in der Kleidung. Möchten unsere jungen Damen von allen Forderungen des Kirchenvaters wenigstens die letztere, namentlich in Bezug auf den Kopfputz acceptieren. Sie erhalten dadurch noch keine Anwartschaft auf eine Stelle im Kalender, aber für ihren Geschmack, ihren Verstand, unter Umständen auch für ihren Patriotismus würden sie ein schönes Zeugnis ablegen.

Mittlerweile starb der Papst oder Bischof Damasus, der den Hieronymus berufen hatte. Sein Nachfolger hatte kein rechtes Verständnis für die Strenge, womit dieser Fremde dem römischen Klerus zu Leibe stieg, weil derselbe nicht nur Reichtümer besitzen, sondern auch genießen wollte. Ein wahrer geistlicher Bienenschwarm fiel nun über den Sittenrichter her, wobei natürlich auch das Gift der Verläumdung nicht gespart wurde. Der Umstand, daß er die Gastfreundschaft der Matrone

Paula angenommen, und in ihrem weitläufigen Palast, neben einer Freistation für Arme und Kranke, eine bescheidene Wohnung bezogen hatte, wurde schmählich ausgebeutet; die wissenschaftlichen Vorträge, die er der Familie erteilte, darunter sogar Lektionen im Hebräischen, gaben den bösen Zungen Anhaltspunkte zu teuflischen Verdächtigungen. Hatte man sich doch über den unberufenen Censor zu lange ärgern müssen, um nicht jetzt, da sein Beschützer tot war, der Rache freien Lauf zu lassen.

Der wirklich Heilige beschloß deßhalb, die nur scheinbar heilige Stadt zu verlassen und wieder nach Palästina zu gehen, wo seiner ein schönerer Friede und ein reineres Glück wartete. Kleinasien und Syrien war ja auch nach der Eroberung durch die Römer noch ein blühender Garten, und blieb es, bis die Zerstörungswut der Muselmanen Alles in Schutt verwandelte und ihre Indolenz die tausendjährigen Gefilde verdorren ließ. Zahlreiche Freunde und Verehrer gaben dem genialen und verkannten Mann das Geleite zu dem Hafenplatz, wo er sich einschiffte. Vorher richtete er noch einen Brief an Asella, die Schwester seiner Schülerin Marcella, worin er sich mit Ironie darüber ausläßt, daß er gerade die halb blind geweinte und von hunderterlei Gram ausgemergelte Paula zum Gegenstand einer irdischen Leidenschaft machen sollte. Schließlich werden die Verläumder vor Gottes Richterstuhl geladen. Nachdem er über Cypern wieder nach Aegypten gegangen und Palästina noch einmal lehrend und forschend durchzogen hatte, ließ er sich in Betlehem, damals eine Jubelstadt des jungen Christentums, dauernd nieder. Ihm war wohl und den römischen Klerikern besser.

Paula fühlte sich verlassen. Es ist ein Unterschied zwischen Einsamkeit und Verlassenheit. Jene ist nur äußerlich; diese drückt die Seele nieder. Paula fragte sich, warum sie denn eigentlich ihren längst gehegten Vorsatz: den Orient abzupilgern, nicht ausführe? Ihre noch lebende Tochter Eustochium war gewiß glücklich, sie begleiten zu dürfen, und der kleine Toxotius, der doch bald den Lehrern übergeben werden mußte, konnte kein Hindernis sein. (Fortsetzung folgt.)

Nürnberger Briefe.

Von Hans von Berlepsch.

I.

Lieber Freund! Du glaubst natürlich, ich sei hier vor den Werken unserer modernen Kunst-Industrie sofort in regelrechter Verzückung, was man so sagt, „auf den Bauch gefallen", wie es unsere Schönfärber zu thun pflegen, wenn es sich darum handelt, einem guten Freund und Zechgenossen einen Auftrag zuzuschustern, oder aber den Profit, den man mittelst der „Assurance d'admiration mutuelle" ja immer machen kann, in die eigene Tasche zu schieben. Nein! Ich thats nicht. Denn auf der einen Seite imponierten mir die Chinesen und Japanesen zu sehr, jene Barbaren, wie sie unsere gebildete Welt anzuschauen pflegt, die unendlich viel mehr können und leisten als unsere Galvanoplastiker, Löther u. s. w., die sich sogar erlauben, fabelhaft viel mehr Phantasie zu besitzen, ohne das Hilfsmittel der Nachschlagewerke, des königlichen Kupferstichkabinets und anderer solcher Geschichten, denen wir zum Teil die künstlerische Produktion unserer Tage verdanken, zu besitzen; anderseits aber sind auch wieder sehr viele gute alte Sachen da, weißt Du von jenen Cinquecentisten, Barocko-Meistern und Rococo-Künstlern, die so ganz und gar aus dem eigenen Brunnen künstlerischer Begabung zu schöpfen gewohnt waren, und die jedenfalls eine gesundere Kritik an sich selbst übten, als unsere heimischen Kunst-Operateure und Zahnauszieher, Ohren- und Nasenabschneider es zu thun pflegen. Was mich von modernen Sachen angemutet hat, das ist vor allem die Kollektiv-Ausstellung unserer Münchener Goldschmiede, Ziseleure und Graveure, allwo, das darf ich getrost sagen, fast nur gute Sachen ausgestellt sind, dann ein einzelner Berliner Künstler, Guido Lessing, mit seinen prächtigen getriebenen Arbeiten, weiter ein Glaskasten voll köstlicher Limoges-Arbeiten von Schülerinnen des österreichischen Museums in Wien und zuletzt die Italiener mit ihrer, ganz auf antiker Basis ruhenden Art, Goldschmiedesachen zu gestalten. Daß ichs nicht vergesse, ein paar Franzosen

sind auch ganz eminente Erscheinungen, so die Firma Christofle in Paris und Paul Soyer ebendaselbst. Sonst ist viel Braves, aber wenig Hervorragendes da und den Troß, das Gros der Ausstellungsarmee bilden jene Massen-Brutstätten, aus denen die Produkte herausfliegen, wie aus den Mitrailleusen die Kugeln, haufenweis, aber meistens mit dem nämlichen Effekt wie jene: hie und da trifft einmal eine Kugel ihren Mann mit einem Streif-, auch wohl zuweilen mit einem Kernschuß, aber das Gros des verpufften Pulvers hatte weiter keinen Effekt, als daß ein paar Kartoffelstauden oder Haselnußstämmchen geknickt wurden, — und diese Kartoffelstauden sind wiederum, wenn ich in Gleichnissen fortfahren soll, gleichbedeutend mit dem „kunstsinnigen" Publikum im großen Ganzen, das sich wohl vor einem vollen Schrank, in dem sich tausenderlei glitzernde aber geschmacklose Dinge befinden, aufhält, ja mit Bewunderung aufhält, dagegen ein paar alte Bronzen, die künstlerisch vom Scheitel bis zur Sohle sind, kaum eines Blickes würdigt oder sich gar darüber auslästt, wie ichs von einem äußerst eleganten Vertreter der bewaffneten Macht, der seiner Physiognomie durch einen Monocle im Ausdruck etwas nachzuhelfen suchte, gehört habe. Der Mann ging durch den Saal, wo mehrere Kasten voll der köstlichsten antiken Bronzen stehen und sich außerdem eine Menge von künstlerisch wundervollen alten Schmucksachen befinden und rief, indem er seinem Sprachorgan jenen näselnden Jargon oktroyierte, einem andern Herrn zu: „Kommen Sie, Kamerad, hier jibt es rein jarnischt zu sehen." Halt, daß ich ihm nicht ganz unrecht thue, dem großen Unbekannten, ein Ding fesselte seine Aufmerksamkeit doch, es war eine jener bronzenen Fußangeln, die man im Terrain umherstreute, um die Annäherung von Kavallerie zu verhindern. Leider hörte ich seine Bemerkungen darüber nicht, bin aber fest überzeugt, daß sie pleines d'esprit waren, denn danach sah der Mann aus.

Hör mal, diese Alten, das waren denn doch manchmal ganz verfluchte Kerle, bei Gott! Da stehen so ein paar bronzene Kaiserbüsten in einem Kasten drin, ja, s'Donnerwetter, wie ich die sah, da wurde mir ganz anders zu Mute. Von Künstelei ist absolut nichts daran zu entdecken, die sind gerade so einfach gemacht, wie die Natur selbst ist, und dabei leben die Kerls, trotzdem die Augen hohl und schwarz sind. Du siehst auf Schritt und Tritt noch die Hand des Künstlers, seines Spachtels, seines Modellierholzes, nichts ist verschabt und verkratzt, um die Geschichte glatt und damit charakterlos zu machen, nein, das ist Haut, unter der Blut zirkuliert, das sind Bartstoppeln, viel, viel besser und gesunder als jene langweiligen Balthasar Deuner'schen Geschichten in der alten Pinakothek. Und eine Biga ist da, ja, ich sag Dir, da hätt ich grad einen Juchzger thun mögen vor Vergnügen, wie ich die sah, ein kleines Ding, aber von einer künstlerischen Meisterschaft, die bezaubernd wirkt. Die Pferde, ventre-à-terre dahinsausend, werden von dem Lenker des Fuhrwerks offenbar angerufen, angefeuert, man sieht den Ehrgeiz der Tiere, die ersten zu sein, in jedem Muskel ausgeprägt, und er, der Bigaführer, neigt sich zur Seite, grad so, als müßte der Wagen in diesem Moment eine Kurve beschreiben, und das hat der Künstler auch offenbar gewollt; es ist der Moment, wo das Gespann um den Obliskn am Ende der Rennbahn herumsaust, so daß es förmlich in der Richtung der Tangente einen Rutscher zur Seite machen wird. Jemine, denk ich da an unsere braven Gäule, z. B. an jenen auf dem Odeonsplatz, den dazu noch zwei Pagen führen, so kommts mir vor, als setze man auf einen Fiasko samnitischen Rotweines ein Glas Zuckerwasser. Und nun gar die Leute, die Modelleure und Gießer, die der personifizierten Hierarchie, der Gothik, so wuchtige Rippenstöße versetzten, daß sie vor dem hereinbrechenden, sturmhaft wehenden Geist der Renaissance ihre spitzbogigen Gewölbe ebensowenig mehr zur Geltung zu bringen vermochte, als ihre biederen und braven Meistersinger vor jenen, die das Wort „Humanismus" mit über die Alpen brachten. Ach, da sind ja gottvolle Geschichten da, von einem urwüchsigen Können ebenso zeugend, wie von einer gesunden Lebensauffassung überhaupt, keine Sentimentalität, keine Schmachtlapperei, nix da, Gesundheit, strotzende, kraftvolle Gesundheit ohne jene Prüderie, die wir heutzutage mit dem Ausdruck Moralität zu bezeichnen pflegen. Wo wird es heute ein Magistrat, ich will unsern Münchner Magistrat dabei natürlich ausgenommen wissen, weil der ja so künstlerisch frei beanlagt ist, wie nicht leicht ein anderer auf dieser Welt, ich sage, wo würde es heute ein Magistrat gestatten, daß man direkt neben einer Kirche und zwar neben einer schönen Kirche auch noch, einen Brunnen aufstellte, an dem sich lauter Jungfrauen befinden, aus deren Busen feine Wasserstrahlen aufspritzen, wies hier beim Tugend- oder Jungfernbrunnen der Fall ist, oder wo dürfte heutzutage einer gar wagen, einen plastischen Entwurf à la manneken piss zu Brüssel der Oeffentlichkeit zu übergeben! Gott, was würden Männlein und Weiblein da die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und mit einer Verachtung den Menschen anschauen, der es wagt, mit solchen Geschichten vor ein moralisches Publikum zu treten, das sich aber auf der andern Seite nicht im entferntesten über jene bekannten Anzeigen, wie sie z. B. in der Neuen Freien Presse spaltenlang zu finden sind, skandalisiert sondern das nun ebenso als ein notwendiges Uebel der Zeit betrachtet, an dem ja schließlich nicht gar viel gelegen ist! Ja, ja, die Moral unserer Tage!

Ach, ich wollt' Dir ja von Bronzen erzählen. Ja, außer jenen der Ausstellung gibts in Nürnberg noch andere, vor allem auf den Epitaphien des Johanniskirchhofes draußen, wo sie alle bei einander liegen, der Dürer und der Pirkheimer und der Peter Vischer und aus unseren Tagen die beiden Feuerbach. 's sieht originell aus, all die großen, liegenden Steine, nicht ein einziger aufrechter, und dazwischen die blühenden Stauden und Rosengebüsche. 's war Johannisonntag, als ich hinausging, und war viel Volk unterwegs. Auf einem der Steine, ganz abseits, saß eine elegante, schwarze Erscheinung, wenig gebückt,

aber gerade genug, um der ganzen Figur einen leichten Anflug von Trauer zu geben. In der einen Hand hielt sie einen vertrockneten Lorbeerkranz, 's war ein alter, von Wind und Sonne rostartig gefärbter. Auf dem Stein lag ein frischer, grüner. Daneben spielten zwei Kinder, warfen die zerzupften Blumen freudiglachend in die Luft und dahinter blühte ein Rosenstrauch. Auf der andern Seite der Kirchhofmauer aber war Tanzmusik, ja, warum denn auch nicht! 's war ja Johanni-Kirchweih, und die da unter den langen Steinen liegen, haben auch einmal getanzt, und wärs auch nur das einemal gewesen, wo sie eine Illustration zum Totentanz in ipsissima persona abgaben.

Von den Chinesen und Japanesen und all den übrigen Herrlichkeiten berichte' ich Dir ein andermal, wenn Du magst, und damit denn für heute genug!

Gitanilla.

Von H. v. Reder.

Wo kommst du her, Zigeunerin?
„Ich komme mit dem Winde
Und geh' mit ihm, wohin er weht,
Weil ich mich nirgends binde."

Du siehst, mein Mädchen, wie dem Wind
Die Schwingen jetzt ermatten,
Drum bleibe hier und halte Rast
Am Quell im kühlen Schatten.

Sie sah mich an und lachte dazu
Mit blendend weißen Zähnen,
Dann warf sie stolz das Haupt zurück,
Umrahmt von schwarzen Strähnen.

„Reich mir die Hand, ich werde dir
Aus ihren Zeichen sagen,
Ob mir am schattig kühlen Quell
Die Ruhe soll behagen.

„In deiner ringgeschmückten Hand
Steht vieles Leid geschrieben;
Das Glück, wie du es dir gehofft,
Ist unerfüllt geblieben.

„Doch heute sollst du glücklich sein
Im Arm' der Gitanilla,
Die jeder Coplasänger nennt
Die Rose von Sevilla."

O wunderschöne Sommernacht,
Wie bald warst du vergangen.
Als frühe von San Nikolas
Die hellen Glocken klangen!

„Drei Tage lang war ich dein Gast
Und drei verschwieg'ne Nächte,
Nun laß mich wieder weiter ziehn,
Der Wind hat ält're Rechte.

„Schon streicht durch mein gelöstes Haar
Der ungestüme Dränger,
Er faßt und zerrt mich am Gewand
Und duldet mich nicht länger."

Sie schürzte ihren Rock und zog
Das Halstuch über die Brüste
Und biß mir fast die Lippen wund,
Als scheidend sie mich küßte.

Sie schritt dahin und sah nicht um,
„Con Dios!" Gott befohlen!
Die Diebin, die Zigeunerin
Hat mir das Herz gestohlen!

Korrespondenz der Redaktion.

Herrn J. H. in Wien. Sie ereifern sich ganz umsonst gegen die Flugschrift „Wien war eine Theaterstadt". Fast möchte man an Ihrem guten Willen zur Erkenntnis zweifeln. Beachten Sie doch auch folgende Thatsachen:

Wien hat im Sommer kein Theater, steht also hinter österreichischen Provinzstädten wie Graz u. a. zurück. Oder halten Sie im Ernste das kleine Fürsttheater für eine ausreichende Vertretung der dramatischen Muse in der Kaiserstadt? Wien hat nicht einmal ein Sommertheater großen Stils! Die Statthalterei wollte das Karltheater zwingen, dem Wiener Publikum auch im Sommer theatralische Genüsse zu bieten. Der zwangsweise Versuch schlug gründlich fehl: das Theater blieb leer, die durchschnittliche Abendeinnahme ergab kaum vierzig Gulden! Vielleicht, daß das Ergebnis günstiger gewesen

wäre, hätte man tschechische oder magyarische Truppen ihr Nationalrepertoire spielen lassen!

Was die Wiener Oper betrifft, so hätte Sie die Nibelungen-Aufführung mit den berühmten Gästen Heinrich Vogl, Frau Sucher und Frau Klafsky am Ende der Opernsaison auf die rechte künstlerische Schätzung dieses Instituts leiten können. Mit Ausnahme der vorzüglichen Frau Rosa Papier war die einheimische Besetzung — Fräulein Klein als Gutrune, Rokitansky als Hagen, Horwitz als Alberich — eine gänzlich unzulängliche. Dann die nachlässige Inszenierung, namentlich des „Rheingold"! Dann das von Verstößen gröbster Art wimmelnde Spiel des Orchesters, namentlich in der „Götterdämmerung"! Im ganzen grandiosen Drama von polyphoner Deutlichkeit, von Schwung und Empfindung kaum eine Spur! Wenn sich Wien eine solche Aufführung des größten und genialsten Musikdramas unseres deutschen Meisters Wagner bieten läßt, dann gute Nacht deutsche Theaterstadt an der schönen blauen Donau! Lesen Sie einmal den ungeschminkten Bericht in Nr. 26 der unbestochenen „Allg. Kunstchronik."

Herrn R. W. in Karlsruhe. Ueber Paul Heyses Trauerspiel „Don Juans Ende" schreibt Rudolf v. Gottschall nach der ersten Aufführung in Leipzig (Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung v. 27. Juni):

„Heyses Drama können wir nicht das Horoskop stellen, daß es sich lange auf dem Repertoire halten werde: es ist interessant und geistreich, aber verzwickt und paradox; es hat keinen klaren Fluß, keinen dem großen Publikum einleuchtenden Gang der Entwickelung, ja im Grunde genommen, kann man es nur als eine dichterische Marotte betrachten, den Don Juan als Vater darstellen zu wollen. Don Juan hat wirklich kein Talent zum Vater — und dazu bedarf es nicht erst eines fünfaktigen Beweises. Man kann ihn sich nur jung denken, als einen Vertreter der überschäumenden Lebenslust. Dadurch gerade ist er eine typische Figur: in der Fülle seiner jugendlichen Leidenschaft befördert ihn der steinerne Komthur zur Hölle. Ein altgewordener Don Juan hat einen bedenklichen haut-gout. Nun verwandelt sich aber dieser Don Juan in dem Heyse'schen Stücke auf einmal in einen zärtlichen Vater; er findet seinen Sohn wieder, und da wird die Hülle des alten Adam gänzlich abgeworfen; bei einem nächtlichen tête-à-tête mit der jungen Schönheit, die er erobern wollte, hat er gar keine Liebesgedanken mehr; er will nur, daß sie seinen Sohn freigibt; denn er ist ein sehr eifersüchtiger Vater, er will um keinen Preis dulden, daß sein Sohn noch ein anderes Wesen liebt, außer ihm, daß dieser noch von einem anderen Wesen geliebt wird. Seltsame Ansprüche eines Vaters, der sich zeitlebens um den Sohn nicht gekümmert hat, und nun auf einmal von einem wahren Fanatismus der Vaterliebe beseelt wird: Es gibt doch genug gute und liebende Väter, die eine Schwiegertochter oder etwas ähnliches mit in den Kauf nehmen, ohne darüber außer sich zu geraten, daß sie die Liebe des Sohnes mit einem weiblichen Wesen teilen müssen? Und der Papa Don Juan Heyses ist noch so heimtückisch, daß er dem Sohne die Geliebte als treulos zu verdächtigen und sie so aus dem Wege zu räumen sucht.

Das Schlimmste dabei aber ist das Ueberflüssige der ganzen Prozedur: denn die dramatische Pfahlwurzel des Stückes ist ganz wo anders zu suchen. Wollen wir uns mit der Vaterrolle Don Juans einmal befreunden: so wird die tragische Wendung des Stückes jedenfalls darin liegen, daß Don Juan seinem Sohne und, da er ihn liebt, sich selbst ein unheilvolles Verhängnis bringt. Don Juan ist der Mörder der Donna Anna gewesen, Donna Anna ist die Schwester von Ghitas Mutter: nie darf sein Sohn deshalb Ghitas Hand erhalten. Das ist ein einleuchtender tragischer Konflikt und die Szenen, in denen er zum Ausdruck kommt, sind die dramatisch wirksamsten des Stückes; ja die Schlußszene des vierten Aktes gehört zu den besten und kräftigsten, die Heyse geschrieben, dessen tragische Muse bisweilen eine ziemlich matte Limonade kredenzt. Im ersten Akte hat man den Eindruck, als werde die Liebe, welche Vater und Sohn zu demselben Mädchen zog, den Konflikt herbeiführen, und in der That wären hier Verwicklungen möglich gewesen, welche das Charaktergemälde Don Juans schärfer retouchiert hätten; doch die ganze Handlung des Stückes hat einmal einen querköpfigen Gang. Der folgende Akt hält niemals, was der vorausgehende verspricht: fortwährend ein kapriziöses Abweichen von der geraden Linie. Heyse ist ein Dichter von Geist und Grazie; das beweist der Don Juan des ersten Aktes in seinen Monologen und Unterredungen mit dem Mönch; das beweisen anmutige, zum teil neckisch-pikante Genrebilder wie alle die Szenen, in denen die naive Biondella, der Wirt Salvatore, die Räuber, Tänzer und Tänzerinnen eine Rolle spielen; das beweist die anmutige Gestalt der Ghita und der feurige Gianotto; doch der Novellist Heyse stellt dem Dramatiker oft ein Bein und verführt ihn, Stoffe zu wählen, die auf einer paradoxen Spitze stehen: sie mögen für die Feinschmeckerei des auserwählten Lesepublikums der Novelle ein Leckerbissen sein; doch sind sie Kaviar für das große Theaterpublikum.

Wie soll ein Schauspieler diesen Papa Don Juan darstellen? Anfangs ist er ein skeptischer, wüster Lebemann, dann ein hypersentimentaler, überschwänglicher Vater. Diese Elemente sind zu heterogen, um eine glückliche Mischung zu bilden. Unseres Wissens hat auch Herr Sonnenthal am Wiener Burgtheater diesem Don Juan keine dauernde Lebensfähigkeit geben können u. s. w."

Sie sehen, wir lassen auch die kritischen Chorführer von der andern Seite zu Wort kommen.

Verantwortlich für Redaktion und Verlag: Dr. Georg Conrad in München. — Druck von H. Kutzner in München.